

Wissenschaft als weiblicher Beruf?



Die ersten Frauen
in Forschung und Lehre
an der Universität Heidelberg

Umschlagbild: Margot Becke im Bunsen-Laborsaal der Universität Heidelberg
in der Akademiestraße bei der Lehre der anorganischen Chemie

Universitätsmuseum Heidelberg

Kataloge

3

Wissenschaft als weiblicher Beruf?

Die ersten Frauen in Forschung und Lehre
an der Universität Heidelberg

Herausgegeben von Susan Richter

Heidelberg 2008

Beiträge von

Verena Türck
Susan Richter
Benjamin Preißner
Silvia Lehmann
Martina Treiber

Herausgegeben von

Susan Richter



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek.

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar über <http://dnb.ddb.de>.

Unveränderter Nachdruck der Erstausgabe von 2008.



Dieses Werk ist unter der Creative Commons-Lizenz 4.0 (CC BY-SA 4.0) veröffentlicht.
<http://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

© 2016, 2008. Alle Rechte beim Universitätsmuseum Heidelberg und den Autoren.

Die Online-Version dieser Publikation ist auf heiBOOKS, der E-Book-Plattform der
Universitätsbibliothek Heidelberg, dauerhaft frei verfügbar (Open Access).
doi: 10.11588/heibooks.66.57

Universitätsmuseum Heidelberg
Alte Universität · Grabengasse 1 · D-69117 Heidelberg
museum@rektorat.uni-heidelberg.de

Umschlagbild: Margot Becke im Bunsen-Laborsaal. Foto: Universitätsarchiv Heidelberg

ISSN 1614-8797 (Print)
ISSN 2509-2618 (eISSN)
ISBN 978-3-946531-23-4 (Softcover)
ISBN 978-3-946531-06-7 (PDF)

Susan Richter: Einleitung und Danksagung	5
Verena Türck: Marie von Campenhausen. Ein Kurzporträt der ersten Frau im Lehrbetrieb der Universität Heidelberg	7
Verena Türck: Weibliche Lehrkräfte in den Personal- und Vorlesungsverzeichnissen der Universität Heidelberg von 1900 bis 1945	8
Susan Richter: Nicht nur dem deutschen Geist, sondern auch dem (weiblichen) Körper. Die Universität Heidelberg und die ersten Turn- und Sportlehrerinnen in der Zeit des Nationalsozialismus	13
Susan Richter: Ein Fräulein Professor? Herkunft, Familienstand und finanzielle Unabhängigkeit von Frauen als Voraussetzung für die Wissenschaft als Beruf in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts	18
Benjamin Preißner: Ellinor von Puttkamer. Eine Historikerin zwischen Wissenschaft und Diplomatischem Dienst	30
Silvia Lehmann: Frauen an den Hochschulen in der Bundesrepublik Deutschland in den 1950er und 1960er Jahren	31
Silvia Lehmann: Katharina Otto-Dorn und Roswitha Wisniewski. Porträt zweier Heidelberger Hochschullehrerinnen	37
Verena Türck: Margot Becke-Goehring. Erste Professorin und erste Rektorin der Universität Heidelberg – Interview mit einer Zeitzeugin	41
Verena Türck: Die Situation von Frauen an der Universität um 1960 im Spiegel von Umfragen unter Universitätsprofessoren und -professorinnen	49
Martina Treiber: <i>Es könnten ein paar mehr sein ...</i> Frauen an der Universität von den 1970er Jahren bis 2008	54
Quellen- und Literaturverzeichnis	68
Abkürzungsverzeichnis und Abbildungsnachweis	72

Die Entwicklungslinien der neueren Forschung zur Geschichte der Universitäten in Deutschland wurden in den letzten zwei Jahrzehnten stark von der (akademischen) Kultur- und Sozialgeschichte sowie Gender-Fragen beeinflusst. So liegen inzwischen Einzelstudien und einige übergreifende Vergleiche zu den Qualifizierungsformen der Promotion und Habilitation als „spezifisch deutschem Weg“ neben den geschlechterspezifischen Zugangsmöglichkeiten zu Studium und wissenschaftlicher Karriere vor.¹ Für die Universität Heidelberg fehlte bisher allerdings eine breite Untersuchung zu den ersten Frauen in Forschung und Lehre in diesem Kontext. Der vorliegende Band, den eine kleine Gruppe von Studierenden der Geschichte in einem Projekt erarbeitet hat, möchte diese Lücke schließen.

Der Blick in die eigene Universitätsgeschichte wurde nicht zuletzt aufgrund der öffentlichen Debatte um die gegenwärtigen Möglichkeiten einer wissenschaftlichen Laufbahn für Frauen angeregt. So fand bei einigen Studentinnen des Historischen Seminars Annette Schavans ZEIT-Artikel vom 19. April 2007 großen Anklang. Die Bundesministerin für Bildung und Forschung verwies auf ein noch immer existentes gesellschaftliches Defizit und sprach vom feinen Unterschied. „Wir brauchen mehr Frauen in der Forschung. Und mehr Forschung, die auch die Frauen im Blick hat.“ Während der Anteil von Frauen an der Gesamtzahl der Studierenden in der Bundesrepublik immerhin bei 48 % liege, sinke diese Zahl auf 39 % der Promovierenden und auf 23 % der Habilitierenden. Bei der Betrachtung der C4-Professuren zeige sich, dass nur jede zehnte Stelle mit einer Frau besetzt sei.

Die Aktualität der Frage und das Fehlen eines entsprechenden Überblicks zu wissenschaftlichen Karrieren von Frauen an der Universität Heidelberg mündeten in ein von mir initiiertes und geleitetes studentisches Forschungsprojekt.

In Kooperation mit dem Heidelberger Universitätsarchiv,

dem Generallandesarchiv Karlsruhe und der Universitätsbibliothek Heidelberg wurden die Personal- und Berufsakten, Korrespondenzen und Beschlüsse des badischen, später baden-württembergischen Wissenschaftsministeriums zur Frauenfrage, Zeitungsartikel, Briefe und wissenschaftliche Arbeiten der ersten Dozentinnen seit 1910 bis zur Berufung der Chemikerin Margot Becke zur ersten ordentlichen Professorin und zur ersten Rektorin in der Bundesrepublik im Jahr 1966 untersucht.

Das Projekt bot den mitwirkenden Studierenden nicht nur die Gelegenheit zur praktischen Anwendung der im Studium erworbenen elementaren Arbeitsweisen eines Historikers wie der Recherche, der Auswertung von Quellen oder der Methode der *Oral History*, der Befragung von Zeitzeugen. Die Studierenden wurden auch mit interdisziplinären Fragen und Forschungsansätzen zur Biographie-, Institutionen-, Elite- und Professionsforschung wie etwa der Frage nach dem Zusammenhang von Professionalisierung und Geschlecht bzw. mit den Diskursen um Männlichkeit, Wissenschaft und Profession konfrontiert. Aus der Auswertung von Personalakten, persönlichen Nachlässen und Interviews ergaben sich Entwicklungslinien von den Anfängen der ersten Wissenschaftlerinnen im Kaiserreich über das Dritte Reich bis nach 1968. Diese wurden im Kontext der politischen und gesellschaftlichen Zwänge bzw. Widerstände und der öffentlichen Meinung gewürdigt und vor dem Hintergrund aktueller Forschungsliteratur ausgewertet.

Erste Ergebnisse dieses studentischen Projektes konnten im März 2007 dem Heidelberger Publikum zur *Langen Nacht der Museen* in der Aula der Alten Universität in einer

¹ Vgl. zu den aktuellen Forschungstendenzen der Universitätsgeschichte ausführlich Asche, Matthias/Gerber, Stefan: Neuzzeitliche Universitätsgeschichte in Deutschland. Entwicklungslinien und Forschungsfelder, in: Archiv für Kulturgeschichte 90 (2008), S. 159–201.

szenischen Lesung vorgestellt werden. Die Studierenden hatten die Texte selbst erarbeitet und unter großem Beifall gemeinsam mit einer Gruppe von Laienschauspielern dargeboten.

Zudem erhielten die Projektstudenten in Christina Brecht-Benzenes SWR-Dokumentarfilm über Heidelberg, gesendet in der Reihe *Bilderbuch Deutschland*, die Gelegenheit, ihre Recherchen im Universitätsarchiv vorzustellen und über ihre Arbeit zu berichten. Gemeinsam mit der Filmemacherin Christina Brecht-Benze wurden auch die Fragen an die inzwischen 93-jährige Altrectorin Margot Becke erarbeitet und das Interview gemeinsam geführt. In diesem Zusammenhang gilt dem SWR ein herzlicher Dank für die Bereitstellung des Interview-Materials zur wissenschaftlichen Bearbeitung und Frau Prof. Dr. Becke großer Dank für die Bereitschaft, bei dem Projekt mitzuwirken.

Die Ergebnisse des Projekts sind nun in der Ausstellung im Universitätsmuseum dem breiten Publikum zugänglich gemacht und liegen in diesem Sammelband zusammengefasst vor.

Allen Studierenden des Projekts, Verena Türck, Martina Treiber, Benjamin Preißner, Silvia Lehmann, Nora Wohlfahrt und Michael Roth, sei an dieser Stelle ebenfalls für ihr Engagement, ihre Kreativität und die gute Organisation gedankt. Die Integration der begabten Studenten/-innen in dieses Forschungsvorhaben sollte Mut machen, den Weg der akademischen Karriere selbst zu beschreiten.

Das Projekt wäre ohne die freundliche Unterstützung der Universitätsverwaltung, insbesondere durch Herrn Helmut Weithofer, des Universitätsmuseums, durch Prof. Dr. Matthias Untermann und Charlotte Lagemann M. A., des Universitätsarchivs, besonders durch Prof. Dr. Werner Moritz, und der Universitätsbibliothek, vertreten durch Frau Dr. Zimmermann und Herrn Dr. Armin Schlechter, nicht möglich gewesen. Ihnen allen gebührt herzlicher Dank.

Marie von Campenhausen

Ein Kurzporträt der ersten Frau im Lehrbetrieb der Universität Heidelberg

Verena Türck

Marie Freifrau von Campenhausen, geb. Bassermann, erhielt 1910 die Erlaubnis, Lehrkurse in Gesangs- und Redekunst an der Philosophischen Fakultät abzuhalten, und war damit die erste weibliche Lehrende an der Universität Heidelberg. Sie selbst berichtet in einer Lebensbeschreibung, dass sie, nachdem sie bei einer Gedächtnisfeier der Universität 1906 gesungen hatte, von der Universität die Aufforderung erhielt, Kurse abzuhalten.²

Als Tochter aus einer Pfälzer Bürgerfamilie – ihr Vater war Professor und Direktor am Praktisch-Theologischen Seminar der Universität Heidelberg – kam sie schon früh mit Musik in Kontakt und erhielt eine Gesangsausbildung. Ihre Ehe mit dem Rechtsanwalt Freiherr Oswald von Campenhausen blieb kinderlos, wodurch sich Marie von Campenhausen ganz auf ihre Gesangs- und Sprechkunst konzentrieren konnte. Als Mitglied der Deutsch-Italienischen und der Deutsch-Japanischen Gesellschaft sowie des Bachvereins nahm sie rege am Kulturbetrieb Heidelbergs teil. Vor allem war sie durch ihre abendlichen Gesellschaften bekannt, bei denen sie Kostproben ihrer Gesangs- und Vortragekunst gab.³

An der Universität hielt sie Kurse für *gesundheitlich müheloses kraftvolles Sprechen auf phonetischer Grundlage*, Vortragsübung für Fortgeschrittene und Übungen zur Ausbildung des Stimmorganes für gesangliche Vortragskunst und verfasste für ihren Unterricht ein Lehrbuch.⁴ Daneben gab sie auch immer Privatunterricht.

Während ihrer ganzen, über 40 Jahre dauernden Lehrtätigkeit, sie unterrichtete bis zu ihrem Tod im Jahr 1953, hatte Marie von Campenhausen stets nur die Erlaubnis Lehrkurse abzuhalten, sie erhielt jedoch nie einen Lehrauftrag: d. h. sie wurde nie für ihre Unterrichtsleistungen von der Universität bezahlt, sondern die Studenten entlohnten sie privat. Ihre Kurse sind mit Sicherheit als Zei-

chen der engen persönlichen Verbundenheit ihrer und der Familie ihres Mannes zur Universität Heidelberg zu werten. Marie von Campenhausen hatte nie die Absicht eine wissenschaftliche Karriere an der Universität zu versuchen, vielmehr stellte sie als Frau aus einer gesellschaftlich angesehenen und wohlhabenden Heidelberger Familie ihre Fähigkeiten der Universität zur Verfügung. Insofern stellte der Unterricht von Marie von Campenhausen eine von den männlichen Professoren gerne gesehene Bereicherung der universitären Lehre dar, wurde aber nie als wirklicher Teil des Wissenschaftsbetriebs begriffen.

2 UA Heidelberg, PA 3462, Lebensbeschreibung vom 23. Juli 1945.

3 Siehe hierzu die Beschreibung dieser Abende in den Lebenserinnerungen des Neffen von Marie von Campenhausen: Die „Murren“ des Hans Freiherr von Campenhausen. *Erinnerungen, dicht wie Schneegestöber*. Autobiographie, hg. von Ruth Slenczka, Norderstedt 2005, S. 68 f.

4 UA Heidelberg, PA 3462, Personalbogen für Hochschulbeamte vom 23. Juli 1945.

Weibliche Lehrkräfte

in den Personal- und Vorlesungsverzeichnissen der Universität Heidelberg von 1900 bis 1945

Verena Türck

Durch die offizielle Zulassung des Frauenstudiums in Baden im Jahr 1900 stand Frauen nun auch der Weg zur Hochschuldozentin offen. Um diesen Einzug von weiblichen Lehrkräften an der Universität Heidelberg nachzuvollziehen, lohnt ein Blick in die Personal- und Vorlesungsverzeichnisse der Ruperto Carola. Zur besseren Übersicht wurde eine Tabelle erstellt, die wichtigsten Entwicklungen und Ergebnisse aus dieser Tabelle sollen im Folgenden knapp dargestellt werden.

Die erste Unterrichtende an der Universität Heidelberg, die bei der statistischen Auswertung der Personal- und Vorlesungsverzeichnisse begegnet, ist Marie von Campenhausen geb. Bassermann. Ihr wurde ab 1910 die Erlaubnis erteilt, Lehrkurse zur Vortragskunst und Sprech-erziehung abzuhalten, einen richtigen Lehrauftrag erhielt sie jedoch bis zu ihrem Ausscheiden aus der Universität 1953 nicht. Die zweite Lehrende Sophie Soellner wurde im WS 1919/20 von der Philosophischen Fakultät mit Lehrkursen für Französisch am Romanischen Seminar beauftragt. In den folgenden Jahren wurden an der Philosophischen Fakultät noch zwei weitere Frauen für Sprachkurse eingestellt, Dr. Eva Rechel für Französisch und Dr. Laura Balhinta da Gosta Dias für Portugiesisch.

Außer diesen drei Sprachlehrerinnen wurden in den 1920er und 30er Jahren nur drei weitere Frauen als Lehrpersonal nach Heidelberg berufen. Es handelt sich hierbei um Marie Baum, Gertrud von Ubisch und Elsbeth von Schnizer.

Marie Baum erhielt ab dem SS 1928 einen Lehrauftrag für soziale Wohlfahrtspflege, den sie nach der Machtübernahme der NSDAP auf Grund ihrer jüdischen Abstammung, verlor. Nach 1945 lehrte sie in Heidelberg nochmals in Rahmen eines Lehrauftrags. Wegen ihrer großen

politischen und sozialen Verdienste wurde sie 1949 von der Universität Heidelberg zur Ehrenbürgerin ernannt.⁵

Gertrud von Ubisch kam 1921 zunächst als Assistentin nach Heidelberg, 1923 wurde sie zur Habilitation für das Fach der Botanik und Vererbungslehre angenommen und erhielt nach ihrer Öffentlichen Vorlesung zum Thema *Phylogenie und Verwandtschaft im Pflanzenreiche die venia legendi* bei der naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät.⁶ Im WS 1929/30 schließlich wurde sie zur außerordentlichen Professorin⁷ ernannt und war damit die erste Habilitandin und Professorin der Universität Heidelberg.⁸ Auf Grund ihrer jüdischen Abstammung wurde ihr wie Marie Baum 1933 die Lehrerlaubnis entzogen. Gertrud von Ubisch ging daraufhin ins Exil nach Brasilien.

Elsbeth von Schnizer wurde 1932 zur Habilitation für Zahnheilkunde an die Universität Heidelberg angenommen und erhielt 1940 den Titel einer außerplanmässigen Professorin. Sie verlor ihre Anstellung an der Universität Heidelberg 1945 wegen ihrer Mitgliedschaft in der NSDAP im Zuge der Entnazifizierungsmaßnahmen. Gertrud von Ubisch und Elsbeth von Schnizer stehen damit auch als Beispiele für die Veränderungen und Umwälzungen des

5 UA Heidelberg, PA 3213, Entwurf zur Ehrung vom 22.3.1949.

6 UA Heidelberg, PA 6130, Antrag auf Zulassung zur Habilitation vom 26.1.1923, Einladung zur öffentlichen Vorlesung am 3.3.1923.

7 UA Heidelberg, PA 1164, Gesuch um Zulassung zur Habilitation vom 31.5.1932, Mitteilung der Genehmigung der Habilitation vom 18.7.1932, Entlassung aus dem Dienst vom 2.11.1945.

8 Als außerordentliche Professoren werden im älteren Sprachgebrauch Professuren ohne Ausstattung (d. h. ohne Mitarbeiterstellen und Zusatzmittel) bezeichnet.

Lehrpersonals in Heidelberg und Deutschland durch das Dritte Reich.

Mit der Einrichtung des Dolmetscher Instituts 1941 begegnen uns in der Personal- und Vorlesungsverzeichnissen deutlich mehr weibliche Lehrende. Zwischen 1941 und 1945 unterrichteten am Dolmetscher Institut 26 Frauen. Verteilt auf die Sprachen ergibt sich folgendes Bild: drei Lehrende für Französisch, sechs für Englisch, sieben für Italienisch, eine für Bulgarisch, vier für Spanisch, eine für Niederländisch, zwei für Schwedisch und zwei für Stenographie bzw. Kurzschrift. Frauen stellten damit am Dolmetscher Institut die Mehrheit der Lehrenden. Sprachlehrerinnen waren an der Philosophischen Fakultät ja schon wie oben genannt ab dem WS 1919/20 beschäftigt. Offensichtlich war der Sprachunterricht ein Feld, in dem sich Frauen relativ schnell etablieren konnten und von Seiten der Universität anerkannt waren. Die meisten weiblichen Lehrenden am Dolmetscher Institut hatten eine akademische Ausbildung als Übersetzerin, Dolmetscherin oder einen äquivalenten ausländischen Abschluss vorzuweisen, fünf von den 26 Lehrenden waren promoviert. Trotzdem betritt keine der genannten eine wissenschaftliche Laufbahn, vielmehr muss man sich die Sprachlehrerinnen am Dolmetscher Institut wohl als fest in der Ausbildung und Lehre verankert vorstellen, ohne Absicht oder Aussicht auf wissenschaftliche Anerkennung.

Neben den Sprachlehrerinnen finden sich unter den weiblichen Lehrkräften der 1940er Jahre fünf Sportlehrerinnen die für Leibesübungen angestellt wurden (siehe hierzu den Aufsatz von Susan Richter) und vier weitere Lehrende an der Philosophischen Fakultät. Frieda Kwast-Hodapp unterrichtete ab 1943 Klaviermusik, Johanna Schatz und Gertrud Baumgart gaben ab dem SS 1944 Kurse in Altphilologie und Waltraut Eckhard lehrte im WS 1944/45 Philosophie und Pädagogik. Der Klavierunterricht ist wohl als zusätzliches Angebot wie die Sprecherziehungskurse von Marie von Campenhausen anzusehen. Die drei anderen Lehrenden waren jedoch alle promoviert und nur bis zur

Schließung der Universität 1945 angestellt, was die Vermutung nahe legt, dass sie auf Grund des Mangels an männlichen Lehrenden in den letzten Kriegsmonaten angestellt wurden, um den Lehrbetrieb aufrecht erhalten zu können.⁹ Keine der drei erhielt nach der Wiedereröffnung der Universität 1946 einen neuen Lehrauftrag.

Insgesamt ergibt sich daraus, dass Frauen in den Sprachen, vor allem im Dolmetscher Institut, schon relativ früh und vor allem als nennenswerter Anteil an den Lehrenden eingestellt wurden. Daneben finden sich Frauen in Randbereichen des universitären Betriebs wie Musik- und Sportunterricht, die wohl mehr der zusätzlichen Ausbildung und Freizeitgestaltung neben dem Studium zu zurechnen sind. Im eigentlichen universitären Kerngeschäft werden kaum Frauen mit Lehraufträgen bedacht, Marie Baum darf wohl als Ausnahme angesehen werden, erst in den letzten Kriegsjahren werden einige wenige Frauen mit Lehraufträgen bedacht, um den Lehrbetrieb aufrecht erhalten zu können. Daneben stehen Gertrud von Ubisch und Elsbeth von Schnizer, die im Gegensatz zu wohl den meisten anderen offensiv eine akademische Karriere anstrebten und auch meisterten. Beide wurden habilitiert und zu Professorinnen ernannt. Einen eigenen Lehrstuhl trug man ihnen jedoch nicht an, so resümierte von Ubisch in einem Brief vom 4. April 1956 über ihre wissenschaftliche Laufbahn: *Einen Ruf habe ich nicht bekommen, auch keine Planstellung, weil eben Frauen diese nicht bekommen, oder doch so gut wie nie.*¹⁰

9 Schließung der Universität durch Proklamation Nr. 1 von General Eisenhower, daher gab es kein SS 1945, im WS 1945/46 wurde nur die Medizinische Fakultät wieder in Betrieb genommen, am 7.1.1946 erfolgte die Eröffnung aller Fakultäten.

10 UA Heidelberg, PA 6130, Stellungnahme vom 4.4.1956.

Name	Ausbildung	Funktion	Fakultät	Erstzulassung	Zeitraum / ab
Campenhause, Marie von, geb. Bassermann		zu Lehrkursen über Vortragskunst zugelassen	Phil.	23.4.1910	SS 1911–WS 1944/45, SS 1946–WS 1947/48
Soellner, Sophie		mit Lehrkursen beauftragt, Lehrerin für französische Sprachübungen am Romanischen Seminar	Phil.		WS 1919/20–WS 1930/31
Ubisch, Dr. Gerta/ Gertrud von		Assistentin bei Professor Jost, Botanischer Garten, ab WS 1921/22, Priv.-Doz. ab WS 1923/24, außerordentliche Prof. WS 1929/30	Naturw.-math.		WS 1923/24–1933
Baum, Dr. phil. Marie		soziale Wohlfahrtspflege, Lehrauftrag		20.2.1946	SS 1928–SS 1933, SS 1946–WS 1947/48
Rechel, Dr. phil. Eva, geb. Mertens		mit Lehrkursen beauftragt für Französisch	Phil.	10.4.1931	WS 1937/38–WS 1944/45, SS 1946–WS 1947/48
Schnizer, Dr. med. dent. Elsbeth von		Dozentin für Zahnheilkunde, ab 20.4.1940 außerplanmäßige Professorin	Medizin	18.7.1932	?, SS 1942–WS 1944/45
da Gosta Dias, Dr. phil. Laura Balhinta		Zu Lehrkursen zugelassen – Portugiesisch	Phil.	1.11.1937	SS 1938–WS 1938/39
Stübel, Erna	Diplom-Dolmetscherin	Assistentin für Französisch	Dolmetscher Institut		SS 1941–SS 1944
Fuhrmann, Charlotte	Master and Bachelor of Arts	Assistentin für Englisch	Dolmetscher Institut		SS 1941–WS 1944/45, SS 1946–WS 1947/48
Möller, Ursula	akademisch geprüfte Übersetzerin	Assistentin für Englisch	Dolmetscher Institut		SS 1941–WS 1944/45
Süßmann, Ilse	Bachelor of Arts	Assistentin für Englisch	Dolmetscher Institut		SS 1941–WS 1944/45
Wegenast, Helene	akademisch geprüfte Übersetzerin	Assistentin für Italienisch, ab WS 1946/47 stellvertretende Leiterin der italienischen Abt.	Dolmetscher Institut, ab 27.10.1942 Staat/Wirt.		SS 1941–WS 1944/45, SS 1946–WS 1947/48
Posern, Ingrid	akademisch geprüfte Übersetzerin	Assistentin für Spanisch	Dolmetscher Institut		SS 1941–WS 1944/45, SS 1946, WS 1946/47, SS 1947
Bausch, Elisabeth	staatlich geprüfte Kurzschriftlehrerin	Stenographie in Deutsch, Französisch und Englisch	Dolmetscher Institut		SS 1941–SS 1942

Name	Ausbildung	Funktion	Fakultät	Erstzulassung	Zeitraum / ab
Herr, Adelaide	Bachelor of Arts, akademisch geprüfte Übersetzerin	Assistentin für Englisch	Dolmetscher Institut		SS 1941–WS 1944/45
Hübinger, Eleonore	Diplom Turn- und Sportlehrerin	Turn- und Sportlehrerin	Leibesübung	8.12.1939	SS 1941–SS 1943
Mc Neil, Dr. phil. Sheila		Englisch	Phil., Dol- metscher Institut	9.1.1941	WS 1941/42–WS 1944/45, SS 1946–WS 1947/48
Gewin-Salm, Anna- Cornelia		Niederländisch	Dolmetscher Institut		SS 1942–WS 1944/45, SS 1946–WS 1947/48
Peretti, Prof. Dr. phil. Ernestina		Italienisch	Dolmetscher Institut		SS 1942–WS 1944/45
Savignago, Faustina		Italienisch	Dolmetscher Institut		SS 1942–WS 1944/45
Senff, Anne-Marie	Sport- und Gymnas- tiklehrerin			15.10.1941	SS 1942–WS 1944/45
Gerstacker, Rose- marie		Spanisch	Dolmetscher Institut		WS 1942/43–SS 1944
Kleemann, Elisabeth		Kurzschrift in Deutsch, Französisch und Englisch	Dolmetscher Institut		WS 1942/43–WS 1944/45, SS 1946–WS 1947/48
Gentsch, Hildegard	akademisch geprüfte Übersetzerin	Italienisch	Dolmetscher Institut		SS 1943–WS 1944/45
Leben, Eva	Diplomdolmet- scherin	Englisch	Dolmetscher Institut		SS 1943–WS 1944/45
Nitzoff, Dr. rer. pol. Ilija		Bulgarisch	Dolmetscher Institut		SS 1943–WS 1944/45, SS 1946, WS 1946/47
Pesavento, Dr. phil. Albina		Italienisch	Dolmetscher Institut		SS 1943–WS 1944/45
Solé-Sagarra, Ra- mona		Spanisch	Dolmetscher Institut		SS 1943–SS 1944
Kaehler, Lilli	Studienreferen- darin, Turn- und Sportlehrerin		Leibesübung	1.10.1942	SS 1943–WS 1944/45
Kwast-Hodapp, Frieda		Klaviermusik	Phil.	26.5.1943	WS 1943/44–WS 1944/45
Schmits, Germaine		Französisch	Dolmetscher Institut		WS 1943/44, SS 1944

Name	Ausbildung	Funktion	Fakultät	Erstzulassung	Zeitraum / ab
Lautenschlager/Hildenbrand, Brunhilde	Turn- und Sportlehrerin		Leibesübung	1.5.1943	WS 1943/44–WS 1944/45
Schatz, Dr. phil. Johanna		Altphilologie	Phil.		SS 1944, WS 1944/45
Baumgart, Dr. phil. Gertrud		Altphilologie	Phil.		SS 1944, WS 1944/45
Giuffrida, Vittoria		Italienisch	Dolmetscher Institut		SS 1944, WS 1944/45, SS 1946–WS 1947/48
Gladel, Renate	Diplom-Dolmetscherin	Französisch	Dolmetscher Institut		SS 1944, WS 1944/45, SS 1946, WS 1946/47, SS 1947
Tschinke, Anna		Italienisch	Dolmetscher Institut		SS 1944, WS 1944/45, SS 1946
Wirai, Märta		Schwedisch	Dolmetscher Institut		SS 1944
Eckhard, Dr. phil. Waltraut		Philosophie, Pädagogik	Phil.	18.2.1944	WS 1944/45
Preiser, Rosemarie	Diplom-Dolmetscherin	Spanisch	Dolmetscher Institut		WS 1944/45
Smith, Marianne		Schwedisch	Dolmetscher Institut		WS 1944/45
Günther, Emmi	Turn- und Sportlehrerin		Leibesübung	1.10.1944	WS 1944/45

Tabelle 1 erstellt von Verena Türck und Nora Wohlfahrt

Anmerkungen:

Die Personal- und Vorlesungsverzeichnisse des WS 1922/23 und SS 1929 sind nicht vorhanden. Für das SS 1923, WS 1923/24, SS 1924, WS 1924/25, WS 1929/30, SS 1930, WS 1030/31 liegen nur Vorlesungsverzeichnisse vor, jedoch keine Personalverzeichnisse. Da in den Vorlesungsverzeichnissen keine Vornamen auftauchen, ist hier eine Unterteilung in männliche und weibliche Lehrende nicht möglich.

Nicht nur dem deutschen Geist, sondern auch dem (weiblichen) Körper

Die Universität Heidelberg und die ersten Turn- und Sportlehrerinnen in der Zeit des Nationalsozialismus

Susan Richter

Schon die Strömung des Jugendstils hatte in der Gesellschaft Deutschlands eine neue Hinwendung zur Natur und Körperlichkeit etabliert. Durch Tanzen und Wandern konnte nicht nur eine Wiederentdeckung der antiken Einheit von Körper und Geist gefeiert, sondern diese auch für beide Geschlechter in einem ästhetischen Rahmen gemeinsam erfahren werden. Nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg erhielten Gedanken wie Naturverbundenheit, Ursprünglichkeit und Körperlichkeit ein konkretes politisches Ziel: Es ging darum, ein gesundes, kräftiges Volk mit starkem Nationalbewusstsein zu erziehen und damit auch die Wehrkraft zu fördern. Das galt in erster Linie für die Männer, aber auch die Verbesserung der körperlichen Verfassung der Frauen rückte in den Fokus der Wissenschaft. In Berlin entstanden Ende der 20er Jahre zwei Diplomarbeiten von Frauen, welche die *Zusammenhänge von Sport bzw. von Körperbau und körperlichem Wohlbefinden, gemessen an den Menstruationsbeschwerden* und zur weiblichen *Körperlichen Geeignetheit für die einzelnen Sportarten unter dem Gesichtspunkt der Vorliebe* untersuchten und befürworteten.¹¹ Körperliche Ertüchtigung gewann in ausgewählten Sportarten während der Weimarer Republik und insbesondere während der Herrschaft der Nationalsozialisten eine zunehmende Bedeutung für das weibliche Geschlecht, wurde doch neben einer höheren Geburtsfähigkeit der Frauen vor allem auch ein erzieherischer und kräftigender Effekt für die Kinder erhofft. Das nationalsozialistische Ziel der Förderung des Sports, insbesondere des Mädchensports wurde auch zur Eröffnung der Olympischen Spiele 1936 betont. Den 2500 Mädchen standen nur 500 Jungen während des Auftaktes im Kinderreigen von Carl Orff gegenüber.¹²

Auch die Aufnahme des Mädchensports im Unterricht der Schulen erforderte eine stärkere Ausbildung von Turn- und Sportlehrerinnen.¹³

Schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts etablierten sich an verschiedenen Hochschulen Deutschlands neue Ausschüsse, um die Bedürfnisse der neuen Strömung der Körperkultur wissenschaftlich zu begleiten und Sportlehrer auszubilden:

In Heidelberg wurde bereits im Jahr 1908 vom Senat ein akademischer Ausschuss für Leibesübungen gebildet, unter dessen Leitung seit 1910 zweisemestrige und seit 1922 viersemestrige Kurse zur Ausbildung von Turnlehrern angeboten wurden. Da sich die alte philosophische, aber auch die jüngere mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät weigerten, Turnen als Nebenfach aufzunehmen, etablierte es sich in Heidelberg als Zusatzfach. Während sich an der Universität Berlin im Jahr 1931 gerade eine Arbeitsgemeinschaft zum Studium von Theorie und Praxis der Leibesübungen gegründet hatte, eröffnete in

11 Zit. nach Uhlmann, Angelika, *Der Sport ist der praktische Arzt am Krankenlager des deutschen Volkes*. Wolfgang Kohlrausch (1888–1980) und die Geschichte der deutschen Sportmedizin, (Diss.) Freiburg 2004. Online-Paper: http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/1590/pdf/W._Kohlrausch_12.1.05.pdf, S. 66.

12 Uhlmann, *Der Sport ist der praktische Arzt*, S. 144. Vgl. auch Teichler, Hans Joachim, *Internationale Sportpolitik im Dritten Reich*, Schorndorf 1991.

13 Vgl. dazu grundlegend Lutter, Klaus, *Zur Entwicklung der Turnlehrerausbildung in Deutschland. Eine struktur-geschichtlich-sozialwissenschaftliche Untersuchung von den Anfängen bis zum 1. Weltkrieg*, Fürth 1996.

Heidelberg im selben Jahr das Institut für Leibesübung mit dem Chemiker Johannes Rissom als Direktor und dem Marstallhof 3 als Geschäftssitz.¹⁴ Dem jungen Institut wurde ab 1934 für die gesamte Universität eine erhöhte Bedeutung beigemessen, da neben der Sportlehrausbildung unter der Herrschaft der Nationalsozialisten der Hochschulsport begründet und als Pflichtfach für männliche und weibliche Studierende etabliert wurde.¹⁵ *Laut Erlaß des Reichserziehungsministeriums vom 30. Oktober 1934 (Hochschulsportverordnung), so informierte das Vorlesungsverzeichnis die Studentenschaft, ist ein jeder der Deutschen Studentenschaft angehörende Student (Studentin) verpflichtet, drei Semester Leibesübungen zu treiben. Der Nachweis regelmäßiger und erfolgreicher Teilnahme an der Grundausbildung ist Voraussetzung für die Zulassung zum weiteren Studium vom vierten Semester.*¹⁶ Dies erforderte zusätzliches Personal, um ein breites Angebot an Sportarten für beide Geschlechter abdecken zu können. Die Personalakten des jungen Institutes weisen aber überraschenderweise zwischen 1931 und 1945 nur fünf weibliche Lehrkräfte auf, die als ausgebildete Turn- und Sportlehrerinnen im Status von Assistentinnen angestellt waren. Die Anstellungsverhältnisse fallen fast ausschließlich auf die Kriegsjahre, den Zeitraum von 1938–1945. Dieses Ergebnis deckt sich mit dem Bestreben der Nationalsozialisten, die Frauen im Krieg verstärkt als Stütze des Sports einzusetzen. Am 19. Februar 1943 erging folgende Anweisung des Reichssportführers, den Sportbetrieb aufrechtzuerhalten: *Auch auf dem wichtigen Gebiet der Leibeserziehung hat die Frau in diesem Kriege eine grosse Aufgabe zu erfüllen. Sie kann entscheidend mithelfen, daß alle Kräfte der Heimat eingesetzt werden, daß weiter gearbeitet, das Bestehende erhalten und das werdende gefördert wird.*¹⁷ Der Universitätssport und die Lehrerausbildung wurden in Heidelberg vor dem Krieg ausschließlich von männlichen Lehrkräften abgedeckt, während die Frauen offenbar erst im Krieg als Ersatzkräfte fungieren durften, zugleich aber auch die Zahl der Studentinnen in der Turnlehrausbil-

dung stieg.¹⁸ Ein Schreiben des Leiters des Instituts für Leibesübungen, Dr. Neumann, an den Rektor vom 15. Oktober 1938 zeigt, dass die jahrelangen Bemühungen um eine Planstelle für eine Assistentin immer wieder unberücksichtigt blieben: *Seit einer Reihe von Jahren beantragen Studentenschaft und I.f.L. (Institut für Leibesübung) die Einstellung einer hauptamtlichen Assistentin, die mit der Leitung des Sportbetriebes der Studentinnen und des praktischen Unterrichts der Teilnehmerinnen am Turnlehrerkurs beauftragt werden soll. Da die Zahl der Turnlehrerinnen in diesem Jahr auf zwanzig angewachsen ist, beabsichtigt das I.f.L. die bisherige erste Assistentin am Hochschulinstitut für Leibesübungen der Universität Marburg Frl. Nora Scherer als Assistentin ab 1.11.38 einzustellen.*¹⁹

Die am Heidelberger Institut für Leibesübung bis 1945 beschäftigten Frauen gehörten alle zum Mittelbau und waren im Gegensatz zu ihren oftmals promovierten Kolleginnen in anderen Fächern offenbar nicht graduiert.

14 Wolgast, Eike, Die Universität Heidelberg 1386–1986, Berlin 1986, S. 137; Uhlmann, Der Sport ist der praktische Arzt, S. 113.

15 Nach dem Krieg, zum Sommersemester 1946, wurde die Beteiligung der Studierenden am Universitätssport auf freiwillige Basis gestellt und sportfreudige Studenten gebeten, sich der Sache der Leibesübung mit allen Kräften zur Verfügung zu stellen. Heidelberger Personal- und Vorlesungsverzeichnis Sommersemester 1946, vgl. das nationalsozialistische Motto am Eingang zur Neuen Universität Heidelberg, Foto UA Heidelberg 29; UA Heidelberg, X ZSb 35.

16 Heidelberger Personal- und Vorlesungsverzeichnis 1940, 3. Trimester, S. 39. UA Heidelberg, X ZSb 35.

17 Zit. nach Czech, Michaela, Frauen und Sport im nationalsozialistischen Deutschland. Eine Untersuchung zur weiblichen Sportrealität in einem patriarchalischen Herrschaftssystem, Berlin 1994. S. 74.

18 Dies deckt sich auch mit den Untersuchungen Czechs zu Berlin. Czech, Frauen und Sport, S. 119.

19 Abschrift des Briefes, Personalakte Nora Scherer/Hübinger, GLA Karlsruhe 235/2123.

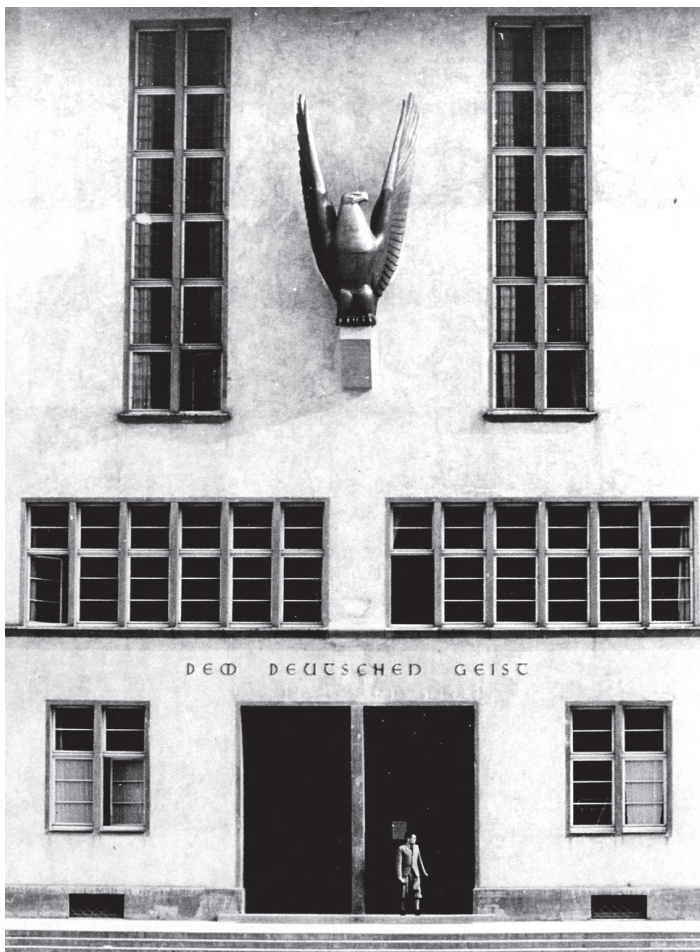


Abbildung 1: Nationalsozialistisches Motto am Eingang zur Neuen Universität in Heidelberg

Über eigene Qualifikationsarbeiten, die im Beschäftigungszeitraum angefertigt oder angestrebt wurden, ist nichts bekannt.

Es handelte sich um die bereits genannte, diplomierte Turn- und Sportlehrerin Nora (Eleonore)²⁰ Hübinger, geb. Scherer, die Sport- und Gymnastiklehrerin Anne-Marie Senff, die erfolgreiche Leichtathletin Lilli Kaehler sowie die Turn- und Sportlehrerinnen Brunhilde Lautenschläger

und Emmi Günther. Sie wurden vor allem für die sportliche und theoretische Ausbildung der wenigen Studentinnen am Institut, insbesondere aber für den Hochschulsport und die wehrsportliche Grundausbildung der Studentinnen der Universität Heidelberg eingesetzt. Lilli Kaehler wurde als Einzige als wissenschaftliche Assistentin in den Vorlesungsverzeichnissen geführt.²¹

Über die Frauen finden sich in den Personalakten überhaupt nur sehr wenige Informationen. Im Folgenden soll exemplarisch das Wirken von Nora Hübinger rekonstruiert werden:

Ab November 1938 war das *Frl. Nora Scherer* (geb. 29.9.1909) am Heidelberger Institut für Leibesübung als Assistentin mit Sondervertrag angestellt worden. Zum Wintersemester 1939/40 wurde ihr nach der Aufschlüsselung ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse, der Versicherung, keine Schulden zu haben und einem amtsärztlichen Zeugnis ihres Gesundheitszustandes eine ordentliche Assistentenstelle bewilligt.²² Sie erhielt für diese Position 300 RM Grundvergütung und hatte wenige Wochen nach Dienstantritt, kurz vor Weihnachten den Eid auf Adolf Hitler abzuleisten: *Ich schwöre, ich werde dem Führer des Deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler, treu und gehorsam sein, die Gesetze beachten und meine Amtspflichten gewissenhaft erfüllen. So wahr mir Gott helfe.*²³ Am 10. Januar 1940 erging

20 In den wenigsten Akten wird ihr richtiger Name Eleonore geführt. In der Regel ist auch in den offiziellen Papieren die Abkürzung Nora aufgeführt.

21 Ab 1943 findet sich Lilli Kaehler als wissenschaftliche Assistentin in den Personal- und Vorlesungsverzeichnissen. UA Heidelberg, X ZSb 35.

22 Schreiben des Ministeriums für Kultus und des Unterrichts vom 8.12.1939, Ernennung zur ordentlichen Assistentin und Beamtin auf Widerruf rückwirkend zum 1.10.39, UA Heidelberg, PA 4316.

23 PA Nora Scherer/Hübinger, GLA Karlsruhe, 235/2123.

an das Ministerium für Kultus und Sport der Vermerk über den abgeleisteten Dienst.

Nora Hübinger gab nach Auskunft der Vorlesungsverzeichnisse von 1940–42 im Bereich der Sportlehrerausbildung Lehrübungen für den Turnunterricht und im Rahmen der Grundausbildung Kurse zur Riegenführertätigkeit. Im Hochschulsport wurde sie als Leiterin bzw. Ansprechpartnerin für weibliche Studierende geführt. Zwischen 1939 und 1942 übernahm sie sogar zeitweilig die stellvertretende Leitung des Instituts.²⁴ Gemäß eines Erlasses des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom 27. Juni 1941 konnte dies aber nur temporär gestattet werden: *Es wird von mir nicht unterschätzt, daß wichtige Gründe für die alleinige Verwendung der Frauen als Leiterinnen sprechen, jedoch sind die Bevorzugung des Mannes in der Schulführung, vor allem der größeren Lehrerbildungsanstalten, anzuführenden Gründe nicht von der Hand zu weisen. Solange die tüchtigsten Männer [...] im Felde stehen, werden zunächst Frauen in vermehrtem Maße, wenn auch nur vertretungsweise, mit dieser Aufgabe betraut werden müssen.*²⁵ Mit eben dieser Begründung wurde ihr auch die Leitungsposition übertragen: *Da sämtliche männlichen Lehrkräfte des Hochschulinstituts für Leibesübungen zum Wehrdienst eingezogen sind, wird die Assistentin Dipl. Turn- und Sportlehrerin Nora Scherer mit der stellvertretenden Leitung des Hochschulinstituts für Leibesübungen der Universität Heidelberg beauftragt.*²⁶

Offenbar heiratete Nora Scherer im gleichen Jahr den Oberleutnant Dr. Erich Hübinger, denn im Oktober 1940 reichte sie schweren Herzens ihre Kündigung mit dem Vermerk des Verbots der Berufsausübung für verheiratete Frauen ein. Sie hatte aber einen Rechtsanwalt hinzugezogen, der sie auf Bestimmungen des Heeresverordnungsblattes vom 15. März 1940, Ziff. 324²⁷ aufmerksam gemacht hatte, nach dem die Berufsausübung durch den die Heirat genehmigenden Vorgesetzten der Wehrmacht für die Dauer des Krieges in Ausnahmefällen genehmigen könne, wenn die Behörde, bei der die Frau in einem Dienstver-

hältnis beschäftigt sei, für unersetzlich gehalten werde. Nun bat Nora Hübinger um eine solche Bestätigung und erhielt sie auch, denn ihre Kündigung wurde nach Eintreffen der Genehmigung des Kommandeurs ihres Gatten für gegenstandslos erklärt. Für ihre Weiterbeschäftigung hatte sich bei der Einheit ihres Mannes auch das Ministerium in Karlsruhe mit der Begründung eingesetzt, dass ohne Frau Hübinger die Grundausbildung der Studentinnen nicht fortgesetzt werden könne, da aufgrund des Krieges *keine anderen Kräfte zur Verfügung stehen. Ich bitte daher, mit der weiteren beruflichen Tätigkeit der Frau Hübinger bis Kriegsende sich einverstanden zu erklären und dem Oberleutnant Dr. Hübinger die erforderliche dienstliche Genehmigung zur weiteren Tätigkeit seiner Ehefrau zu erteilen.*²⁸ Sie erhielt die Erlaubnis vom Regimentskommandeur ihres Mannes bereits am 1. September 1940, für die Dauer des Krieges in ihrer Tätigkeit als Assistentin am Institut für Leibesübungen zu verbleiben.

Sie nutzte diese befristete Arbeitserlaubnis jedoch nicht aus. Am 20. August 1942 erreichte den Rektor eine erneu-

24 Personal- und Vorlesungsverzeichnis von 1940, 2. und 3. Trimester, S. 62. Ab Sommersemester 1942 übernahm Oberregierungsrat Dr. phil. habil. Hirn die stellvertretende Leitung des Instituts. UA Heidelberg, X ZSb 35.

25 Zit. nach Czech, Frauen und Sport, S. 116.

26 Information des Ministers für Kultus und Unterricht an den Rektor der Universität vom 29. September 1939. Abschrift. GLA Karlsruhe, 235/2123.

27 Nora Hübinger zitiert in ihrer Kündigung den Wortlaut des Heeresverordnungsblattes: *Sie (die Berufsausübung) darf durch den die Heirat genehmigenden Vorgesetzten für die Dauer des Krieges in solchen Fällen ausnahmsweise genehmigt werden, in denen eine Bescheinigung der Behörde vorliegt, dass die betreffende Frau z. Zt. unersetzlich ist. (Siehe § 28 Wehrgesetz).* GLA Karlsruhe 235/2123.

28 Schreiben des Ministers für Kultus und Unterricht Karlsruhe an die Einheit der Feldpostnummer 01410 vom 24. August 1940. GLA Karlsruhe, 235/2123.

te Kündigung der Turn- und Sportlehrerin Nora Hübinger. Sie schrieb: *Da im Dezember 1941 mein Mann gefallen ist, sehe ich mich leider genötigt, noch einmal zu studieren. Ich kündige hiermit meine Stellung als Assistentin am Hochschulinstitut für Leibesübungen der Universität Heidelberg zum 1. November 1942.*²⁹ Es bleibt unklar, wie Nora Hübingers weitere berufliche Karriere verlaufen ist. Es finden sich in ihrer Personalakte jedoch zwei Schreiben, eines davon ein Beileidsschreiben wegen ihres gefallenen Mannes und das andere ihre Befreiung als Kriegerwitwe vom Fabrikdienst, in denen sie mit dem Titel einer Stud. Med. Nora Hübinger angesprochen wird.³⁰ Es ist also mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass sie an der Universität Heidelberg ab 1942 ein Medizin-Studium begonnen hatte.

Aussagen über die konkrete Arbeit von Nora Hübinger und ihre Kolleginnen können aufgrund des fehlenden Materials auch nicht getroffen werden. Ebenso wenig ist bekannt, welchen sportpädagogischen Ansätzen sie folgten.

Von den fünf weiblichen Angestellten, die während des Kriegs am Institut für Leibesübungen tätig waren, konnte nur die sportliche und die eingeschränkte universitäre Karriere für Lilli Kaehler nach 1945 ansatzweise weiterverfolgt werden. Sie errang nach dem Krieg in den Jahren 1950 und 1951 jeweils den dritten Platz im Kugelstoßen der Damen bei der Deutschen Meisterschaft für den USC Heidelberg.³¹ Lilli Kaehler, ab dem SS 1943 für die ausgeschiedene Nora Hübinger mit den Lehrübungen für den Schulunterricht, Seminaren zur speziellen Methodik praktischer Sportfächer und Turnlehrerinnenkursen betraut, konnte ab dem WS 1947/48 ihren Dienst an der Universität Heidelberg fortsetzen. Sie ist bis Mitte der 1950er Jahre am 1946 wiedereröffneten Institut für Leibesübung mit Kursen zu den biologischen Grundlagen der Leibeserziehung, Übungen zur sportlichen Fest- und Feiargestaltung und den Lehrübungen für den Schulunterricht vertreten.³²

Die anderen Turnlehrerinnen konnten in den Vorlesungsverzeichnissen nach 1945 nicht mehr nachgewiesen werden. Die Leibesübungen an der Universität Heidelberg gingen in den Jahren nach dem Krieg vorläufig wieder fest in männliche Hände über.

29 Brief von Nora Hübinger an den Rektor der Universität Heidelberg vom 14.8.1942, UA Heidelberg, PA 4316.

30 GLA Karlsruhe, 235/2123.

31 Leichtathletik, Deutsche Meisterschaften 1920–2003, Kugelstoßen Damen: <http://www.sport-komplett.de/sport-komplett/sportarten/l/leichtathletik/hst/102.html>.

32 Personal- und Vorlesungsverzeichnisse der Universität Heidelberg 1946–1952. UA Heidelberg, X ZSb 35.

Ein Fräulein Professor?

Herkunft, Familienstand und finanzielle Unabhängigkeit von Frauen als Voraussetzung für die Wissenschaft als Beruf in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Susan Richter

Einleitung

*Zu dieser Entwicklung darf nicht geschwiegen werden, denn sie enthält Keime zu einer vollständigen Zersetzung des deutschen Gesellschaftswesens: Die Frau gehört nicht in die gelehrten Berufe; sie ist dazu nach ihrer körperlichen und geistigen Organisation in keiner Weise geschaffen. Das Weib hat auch nicht die körperliche Unabhängigkeit, um irgendeinen Beruf mit Einsetzung der ganzen Person voll auszufüllen, es sei denn, daß sie sich der Ehelosigkeit verschreibt. Was aber geschieht? Während der Mann draußen mit Muskel und Geist das Vaterland verteidigt, überfallen die Weibchen die Universitäten, um sich in Berufsgebiete zu drängen, die dem Manne vorbehalten waren.*³³ Der Artikel eines unter dem Pseudonym A. R. publizierenden Mitgliedes der Heidelberger Universität vom 18. Mai 1916 in der Badischen Warte, Nr. 39 polemisierte gegen die 150 weiblichen Studierenden, die sich im Wintersemester 1915/16 an der Universität Heidelberg immatrikuliert hatten. Tatsächlich hatte das zunehmende Frauenstudium in den nächsten Jahren Folgen. Die ersten Studentinnengenerationen strebten nicht nur nach akademischen Abschlüssen, sondern immer stärker auch nach wissenschaftlichen Karrieren als Mitarbeiterinnen, Privatdozentinnen und schließlich auch als Professorinnen.

Bei den Untersuchungen der Personalakten der Heidelberger Universität bis 1945 wurden vor allem die Herkunft und das soziale Umfeld der Wissenschaftlerinnen in den Fokus genommen. Als besonders auffällig hat sich dabei die bis 1945 erkennbare Dominanz adeliger und jüdischer Frauen im Hochschuldienst herausgestellt. Gefragt wurde deshalb insbesondere nach den Auswirkungen familiärer Akzeptanz und den Zugangsmöglichkeiten der Mädchen

zur höheren Bildung als Voraussetzung eines Studiums im jüdischen Bildungsbürgertum und im deutschen Adel des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts sowie nach dem finanziellen Unterstützungsrahmen adeliger Eliten nach dem Studium, der den Töchtern eine wissenschaftliche Karriere ermöglichte. Diese Ergebnisse sollen exemplarisch im Folgenden vorgestellt und vor dem Hintergrund des 1919 von Max Weber gehaltenen Vortrags zum Thema *Wissenschaft als Beruf* diskutiert werden.

Wissenschaft als (weiblicher) Beruf

Den Auftakt zu Max Webers Vortrag bildete in der Einleitung der Vergleich des deutschen und des amerikanischen Zugangssystems zur Hochschullehre: *Bei uns – das weiß jeder – beginnt normalerweise die Laufbahn eines jungen Mannes, der sich der Wissenschaft als Beruf hingibt, als »Privatdozent«. Er habilitiert sich nach Rücksprache und mit Zustimmung des betreffenden Fachvertreters, auf Grund eines Buches und eines meist mehr formellen Examens vor der Fakultät, an einer Universität und hält nun, unbesoldet, entgolten nur durch das Kolleggeld der Studenten, Vorlesungen, deren Gegenstand er innerhalb seiner venia legendi selbst bestimmt. [Das] bedeutet praktisch: dass bei uns die Laufbahn eines Mannes der Wissenschaft im ganzen auf plutokratischen Voraussetzungen aufgebaut ist. Denn es ist außerordentlich gewagt für einen jungen Gelehrten, der*

³³ Artikel eines unter dem Pseudonym A. R. publizierenden Mitgliedes der Heidelberger Universität vom 18. Mai 1916 in der Badischen Warte, Nr. 39.

*keinerlei Vermögen hat, überhaupt den Bedingungen der akademischen Laufbahn sich auszusetzen. Er muss es mindestens eine Anzahl Jahre aushalten können, ohne irgendwie zu wissen, ob er nachher die Chancen hat, einzurücken in eine Stellung, die für den Unterhalt ausreicht.*¹²

Davon abgesehen, dass Weber ausschließlich von einer männlichen Karriere ausging, zeichnete er den Weg des Kandidaten für die akademische Laufbahn in Deutschland als lang und finanziell entbehrensreich, versehen mit ungewissen Aussichten auf einen Lehrstuhl und die damit einhergehende Sicherung der Existenz.

Die Männer sahen sich im Kampf um die akademischen Positionen seit den 1920er Jahren plötzlich der Konkurrenz von Frauen gegenüber, die gleichzeitig auf die wenigen Mittelbau- oder Dozentenstellen rekurrten, um ihren Unterhalt zu verdienen, gleichwohl aber den männlichen Kollegen – das ließ sich in der Weimarer Republik populistisch gut ausschlichten – Brot und Einkommenschancen nahmen. Die Frauen, die sich für die Wissenschaft als Beruf entschieden, hatten damit aber nicht die Versorgung einer Familie im Auge, sondern zielten in der Regel darauf, sich in bescheidenem Maße als ledige Frau ausschließlich selbst zu erhalten und ihre Passion zu verwirklichen. Sehr oft zeigte sich in den Lebensläufen der Frauen, die eine wissenschaftliche Karriere einschlugen, dass sie oft über längere Zeiträume der Dissertation und Habilitation durch ihre Familien wirtschaftlich abgesichert waren und in ihren Entscheidungen unterstützt wurden. Die stark assimilierte, oft christlich konvertierte und wohlhabende jüdische Bevölkerung förderte bekanntlich schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts die gute Ausbildung ihrer Töchter und die Mitarbeit von Frauen in Bildungsinstitutionen oder -vereinen. Die Prägung des Bildungsbürgertums, die in vielen Biographien nachweisbare akademische Karriere der Väter und Brüder sowie die materielle Sicherheit ermöglichte deshalb zwischen 1900 und 1930 gerade Jüdinnen, für die aber in der Regel ihre jüdische Herkunft keine oder nur eine geringe Rolle spielte, ein

Hochschulstudium und initiierte bzw. unterstützte seitens der Elternhäuser den anschließenden Versuch der Töchter, selbst eine akademische Laufbahn einzuschlagen.¹³ Diese bekannte Tatsache soll noch einmal durch ein Beispiel verdeutlicht werden: Alfred Wieruszowski, jüdischer Senatspräsident am Oberlandesgericht in Köln und später Honorarprofessor an der Universität, setzte sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts beispielsweise dafür ein, ein Mädchengymnasium in der Stadt zu errichten. Im Jahr 1903 fruchteten seine Bemühungen. Drei Jahre später nahm die Schule seine Tochter Helene auf. Alfreds Frau, Jenny, arbeitete aktiv im Vorstand des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, der sich mit der Förderung des Studiums für Frauen einem neuen Ziel widmete.¹⁴ Geprägt von diesem Elternhaus, folgte Helene Wieruszowski (1893–1978) ihren Neigungen und studierte in Heidelberg, Freiburg, Bonn und Berlin Geschichte, promovierte und wollte sich habilitieren. Ihr Gesuch wurde jedoch 1922 von der Universität Köln mit der Begründung abgelehnt, dass die Philosophische Fakultät die Habilitation einer zweiten Dame im Fach Geschichte neben Ermentrude von Ranke¹⁵ nicht für opportun ansehe.¹⁶ Zehn Jahre später, 1932, reichte sie

34 Fischer, Klaus H. (Hg.), Max Weber. Wissenschaft als Beruf, Heidelberg 1994, S. 11 f.

35 Exemplarisch zur Frauenbildung in Südwestdeutschland vgl. Dinkel, Lothar, Hedwig Dinkel und die Frauenbildung in Württemberg, in: Jahrbuch für Schwäbisch-Fränkische Geschichte 32 (1992), S. 235–278.

36 Görjen-Schmickler, Elke, Warum nicht auch Mädchen? Die Geschichte des Vereins Mädchengymnasiums zu Köln (1887–1902), Siegburg 1994 (Ortstermine. Historische Funde und Befunde aus der deutschen Provinz, 5).

37 Zu Ermentrude von Ranke vgl. http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/4654/pdf/Paletschek_Ermentrude_und_ihre_Schwestern.pdf

38 Zur Biographie von Helene Wieruszowski vgl. Hebler, Sebastian: <http://www.frauengeschichte.uni-bonn.de/ausstell/bios/frbio040.htm>

an der Universität Bonn ein zweites Habilitationsgesuch ein, das aber ebenfalls abschlägig beschieden wurde, da die philosophische Fakultät keine Juden habilitiere.¹⁷

Dieses Einzelergebnis aus Köln und Bonn zeigt exemplarisch folgende Faktoren: Etwa im gleichen Zeitraum streben zwei promovierte Damen eine Weiterqualifizierung an. Ermentrude von Ranke, adeliger Herkunft und Enkelin des berühmten Historikers, sowie Helene Wieruszowski, Tochter aus dem jüdischen Bildungsbürgertum. Die beiden Damen repräsentieren damit allein in einem Fachbereich zwei sehr wichtige und im Verhältnis große Gruppen von Frauen, die nach dem Ersten und vor dem Zweiten Weltkrieg die Wissenschaft als Profession wählten. Dabei ist auffällig, dass die Jüdin Wieruszowski zwei Mal aus Gründen ihres Geschlechts und ihrer Herkunft abgelehnt wurde. Die Ablehnung von Habilitationsanträgen von Jüdinnen war nicht ungewöhnlich, weshalb ein größerer Vergleich der jeweils ersten drei Habilitandinnen und weiblichen Professuren (in der Regel Titular- oder außerordentliche Professuren) in den Fächern Zoologie, Medizin, Physik, Mathematik, Chemie, Botanik, Archäologie, Germanistik, Sozialwissenschaften, Geschichte, Englisch und Philologie zwischen 1918 und 1943 ein erstaunliches Ergebnis brachte: Die Auswertung ergab, dass von den 36 Damen 14 Jüdinnen und sechs adeliger Herkunft waren.

Zugleich fallen auch Parallelen in der Prägung der jüdischen und adeligen Frauen durch die Elternhäuser und die allgemeine positive Haltung der beiden Gruppen zu wissenschaftlicher Bildung und Arbeit ihrer Töchter auf. Da die Haltung des Adels dazu bisher weit weniger als der jüdische Kontext erforscht ist, soll dies im Folgenden nachgeholt werden:

Während das Bürgertum zu Beginn des 20. Jahrhunderts in erster Linie darauf zielte, seine Töchter gut zu verheiraten und auf diese Weise zu versorgen, gewann in der adeligen Familienpolitik zugunsten der Besitzstandswahrung neben der traditionellen standesgleichen Ehe der

Heirats- und Erbverzicht von Töchtern und die daraus folgende lebenslang apanagierte, ledige Existenz schon im 19. Jahrhundert wieder eine große Bedeutung. Der Unterhalt unverheirateter Töchter oder weiblicher Verwandter wurde von den adeligen Familien gewährleistet und bot den betroffenen Frauen einen gewissen, wenn auch oft bescheidenen Spielraum zur Lebensgestaltung. Dabei blieb die Abneigung gegen eine bürgerliche Berufswahl der nicht verheirateten Töchter, insbesondere gegen die so genannten Brotberufe, im Adel sehr groß. Im Gegensatz dazu wurde eine Berufstätigkeit von bürgerlichen unverheirateten Mädchen in der Regel angestrebt.¹⁸ Die Berufstätigkeit adeliger Damen war auch in der Breite nicht nötig. Trotz differenzierter ökonomischer Grundlagen und Einkommensstrukturen des Adels in den unterschiedlichen Gegenden Deutschlands – von den Einkünften aus der Gutswirtschaft bis hin zu industriellen Unternehmen – existierten zahlreiche Familien des Kleinadels, die im gehobenen Lebensstil und ihrem materiellen Reichtum dem hohen Adel sehr nahe kamen. Sie verstanden es, durch strategisch angelegte Maßnahmen der Besitzstandswahrung diese Position auch über Generationen zu erhalten oder zu verbessern. Insgesamt war es der Adel, der 1925 zwar nur 0,1 Prozent der Gesamtbevölkerung in Deutschland ausmachte, gleichwohl aber noch immer mit an der Spitze der Wohlstandspyramide stand.¹⁹ Die lebenslange oder zumindest über viele Jahre garantierte finanzielle Absicherung lediger weiblicher Familienmitglieder war also in der Regel nicht nur möglich – auch im etwas weniger vermögenden Beamten- und

39 Hannah Arendt und Karl Jaspers. Briefwechsel 1926–1969. Hg. v. Lotte Köhler und Hans Saner, München/Zürich 1985, S. 114 f.

40 Reif, Heinz, Adel im 19. Jahrhundert, München 1999, S. 27.

41 Zu den Zahlen adeliger Familien des niederen und des Hochadels Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts vgl. Reif, Adel im 19. Jahrhundert, S. 9.

Militäradel – sondern innerhalb des Standes im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert auch gewollt.

Dazu kam eine meist außergewöhnlich gute Bildung der adeligen Mädchen, die sie in der Regel in höheren Töchterschulen und Pensionaten erhielten. Am König-Max-Institut in München rechtfertigte man die hohe Stundenzahl sowie natur- und geisteswissenschaftliche Fächerbreite damit, dass *die weibliche Bildung, weit entfernt eine gelehrte zu sein, jedoch den Forderungen der Gründlichkeit genüge zu leisten habe.*⁴² Zum Erwerb des Abiturs führten in der letzten Dekade des 19. Jahrhunderts sowie dem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts die private Vorbereitung oder die Teilnahme an Gymnasialkursen der Jungen, dann der Strukturwandel der höheren Mädchenschulen mit der Möglichkeit zum Erwerb der allgemein anerkannten Hochschulreife für Frauen.⁴³

Die von den Eltern ermöglichte höhere Bildung der Töchter entsprang einer bereits seit dem 18. Jahrhundert vorhandenen Akzeptanz weiblichen Bildungstrebens und der Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Fragestellungen durch Frauen im Adel. Insbesondere die Tradition der adeligen Salonière, die von den Damen als Gastgeberinnen die Kenntnis vielfältiger Interessen, Eigenschaften und den Rang ihrer Gäste voraussetzten, war schon seit dem Einsetzen der Aufklärung in Deutschland mit der Organisation von wissenschaftlichen Experimenten, Vorträgen oder Lektüren vor einer interessierten Zuhörerschaft verbunden.⁴⁴ Nicht selten traten diese Damen auch in einen gelehrten Briefwechsel mit zeitgenössischen Wissenschaftlern oder betätigten sich selbst zunehmend als Sammlerinnen, Initiatorinnen und Verwalterinnen agrarischer Mustergüter oder Verfasserinnen bzw. Übersetzerinnen wissenschaftlicher Traktate wie etwa die Naturphilosophin Gabrielle-Emilie du Chatelet (1706–1749), die u. a. eine französische Übersetzung und einen Kommentar des Hauptwerks des englischen Physikers Isaac Newton, der *Philosophiae naturalis principia mathematica* anfertigte. Salons verlangten sogar – außer

wenn sie sich ausschließlich als bloße Geselligkeitsform verstanden – nachdrücklich autodidaktische Studien der Gastgeberin und setzten die Lektüre wissenschaftlicher Literatur durch die teilnehmenden Damen und Herren voraus. Sie verhalfen damit gelehrten Frauen des adeligen Standes und großbürgerlichen Milieus nicht nur zu einer stärkeren Akzeptanz, sie boten den gesellschaftlich etablierten Rahmen für die Auseinandersetzung von Frauen mit Wissenschaft. Dass sich die Damen in den Salons bevorzugt naturwissenschaftlichen Forschungen zuwandten, hängt u. a. damit zusammen, dass die Naturwissenschaften bis ins späte 19. Jahrhundert hinein institutionell noch nicht so etabliert waren. Es fehlte ihnen die jahrhundertealte Tradition der geisteswissenschaftlichen, theologischen oder juristischen Fakultäten als rein männliche Domänen. Frauen wurden in den Naturwissenschaften deshalb größere Freiheiten eingeräumt als in den Fächern, die klassisch auf Berufe vorbereiteten und Frauen ohnehin nicht offen standen sowie vom Adel auch als typische Brotberufe gern dem Bürgertum überlassen wurden. Das große Interesse der adeligen Damen an jungen, wenig etablierten Fächern und naturwissenschaftlichen Disziplinen übertrug sich offenbar aus den Salons unmittelbar auf die Wahl ihrer Studienfächer an den Universitäten und ist charakteristisch für die ersten akademischen Karrieren. So nahm beispielsweise Maria Gräfin von Linden (1869–1936) an der Universität Tübingen 1892 naturwissen-

42 Zit. nach Diemel, Christa, *Adelige Frauen im bürgerlichen Jahrhundert. Hofdamen, Stiftsdamen, Salondamen 1800–1870*, Frankfurt/M. 1998, S. 35.

43 Huerkamp, Claudia, *Bildungsbürgerinnen. Frauen im Studium und in akademischen Berufen 1900–1945*, Göttingen, S. 68 f. Vgl. auch Conze, Werner/Kocka, Jürgen, *Einleitung*, in: dies. (Hg.), *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Bildungssystem und Professionalisierung im internationalen Vergleich*, Stuttgart 1985, S. 9–26.

44 Zur Rolle der adeligen Gastgeberinnen in Salons vgl. Diemel, *Adelige Frauen*, S. 173 ff.

schaftliche Studien in Mathematik, Chemie und Physik auf. Für ihre Zulassung an der Universität hatte sich ihr Großonkel, Joseph Freiherr von Linden, als ehemaliger württembergischer Staatsminister eingesetzt. Finanzielle Unterstützung erfuhr die Gräfin während ihres Studiums durch ihren Onkel. Als seine Zahlungen wegen des aufkommenden Erbschaftsstreites in der Familie ausblieben, musste sie auf ein Stipendium des Deutschen Frauenvereins zurückgreifen.⁴⁵

Im Jahr 1904 studierte Margarete von Wrangell (1877–1932) in Tübingen anorganische Chemie. Fünf Jahre später, im Jahr 1909, schloss sie dieses Studium mit einer Promotion zu den *Isomerieerscheinungen beim Formylglutaconsäureester und seinen Bromderivaten* ab. In einem Brief an ihren Lehrer Wislicenus beschrieb sie die beiden Gebiete, die sie hauptsächlich interessierten, seien die *Tautomerie und jetzt Radioaktivität*. So arbeitete sie bis 1912 bei Marie Curie in Paris. Obwohl weder an den badischen noch den württembergischen Universitäten ein Habilitationsverbot für Frauen bestand, sondern sich stattdessen ein „Gewohnheitsrecht“ etabliert hatte, nach dem ausschließlich männliche Habilitanden als selbstverständlich galten, blieb Margarete von Wrangell eine weitere wissenschaftliche Karriere an den alten Universitäten versagt. Sie schied schweren Herzens für einige Jahre aus der Wissenschaft aus und konnte sich erst 1920 an der Landwirtschaftsschule Hohenheim habilitieren.⁴⁶

Erst die nächste Generation von Wissenschaftlerinnen schuf nach 1920 die ersten Präzedenzfälle für Habilitationen an den alten klassischen Universitäten. Führend im südwestdeutschen Raum war dabei die Universität Heidelberg. So konnten sich zwischen 1923 und 1945 zwei Frauen an der Universität Heidelberg habilitieren – wiederum in naturwissenschaftlichen Fächern.⁴⁷

Bis dahin war der Weg der beiden Frauen jedoch sehr weit und ohne die unermüdliche Unterstützung durch die Familien unmöglich gewesen.

Gerta von Ubisch wurde als Tochter eines preußischen Artilleriehauptmeisters und Direktors des Berliner Zeughauses sowie einer jüdischen Mutter aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie im Jahr 1882 geboren. Sie schrieb in ihrer Autobiographie: *Ich wollte Naturwissenschaften studieren und mein Vater hatte sich bei dem Dezerenten für Mädchenbildung im Kultusministerium, Geheimrat Waetzold, erkundigt, ob es für mich nicht möglich wäre, das Realabitur zu machen. Dieser Gedanke war aber sehr erstaunt abgelehnt worden: auf diese Idee wäre noch keine Frau gekommen. [...] bei der Errichtung der Kurse [hatte man] weniger an eine Vorbereitung an [sic!] das Hochschulstudium gedacht, als an eine Hebung der weiblichen Ausbildung – und dazu war damals die humanistische Bildung der einzige Weg.*⁴⁸ Nach ihrem humanistischen Abitur verkün-

45 Linden, Maria Gräfin von, *Erlebtes und Erstrebtes eines Sonntagskindes, Die Erinnerungen der ersten Studentin in Württemberg*, Tübingen 1998, S. 129.

46 Margarete von Wrangell leitete bis 1918 eine landwirtschaftliche Versuchsstation in Reval (Tallinn), später in Stuttgart-Hohenheim. Vgl. dazu Andronikow von Wrangell, Wladimir, Margarethe von Wrangell. *Das Leben einer Frau*, München 1936.

47 Die Erkenntnis für die Universität Heidelberg deckt sich mit den Auswertungen zu den Habilitationen an der Universität Göttingen von Costas/Roß. Vgl. Costas, Ilse/Roß, Bettina, *Dokumentation des Forschungsprojekts Kontinuität und Diskontinuität in der geschlechtlichen Normierung von Studienfächern, wissenschaftlichen Arbeitsgebieten und Karrieren in den Professionen*. Juni 1998–September 2001. Soziologisches Seminar der Universität Göttingen (Internetversion Mai 2002 <http://www.data-quest.de/pionierinnen/doku/start.php3>), S. 132, Diagramm S. 133. Das gilt auch für die Promotionen. Vgl. dazu die Studie für Berlin von Vogt, Anette, *Die Fräulein Doktor werden immer mehr. Promotionen, Naturwissenschaft und Mathematik, Berlin 1898–1945*, Berlin 1996.

48 Maschinenschriftliches Typoskript der Autobiographie Gerta von Ubischs aus dem Jahr 1955, UB Heidelberg, Heid. Hs. 4029, S. 19 (künftig: Autobiographie Gerta von Ubischs).



Abbildung 2: Gerta von Ubisch

dete Gerta von Ubisch erneut, sie habe sich diese Kenntnisse erwerben wollen, *um Naturwissenschaften zu studieren. Alle Mitabiturienten stürzten sich auf mich und klagten mich an: sie hätten aus reinem Idealismus ohne Zweck gearbeitet.*⁴⁹ Gerta von Ubisch zog es nach Heidelberg, weil dort [...] *schon einige weibliche Studenten immatrikuliert waren. Das Kolleg von Königsberger über Differentialrechnung begeisterte mich sehr, ebenso wie seine Übungen. Ausserdem hörte ich Chemie, Botanik [und] machte ein kleines*

*Praktikum in Zoologie.*⁵⁰ Etwas später entschied sie sich für das Physikstudium und promovierte mit einer physikalischen Arbeit zur Schwingungszahl von Natrium-Dampf in Straßburg. Während dieser Zeit lebte sie im Hause ihres Verwandten, des emeritierten Professors für Anatomie, Friedrich Daniel von Recklinghausen in Straßburg. Durch seinen Einfluss, den sie selbst als außerordentlich hoch einschätzte, wuchs ihr Interesse zunehmend wieder für Biologie, insbesondere für Botanik.⁵¹ Sie ging deshalb 1920 nach Berlin an das botanische Forschungsinstitut zu Erwin Baur, wo sie sich allerdings mit ihren Kolleginnen und Konkurrentinnen, den Frl. Dres. Luise von Grävenitz und Elisabeth Schiemann⁵² nicht verstand. Gerta von Ubisch kehrte nach Heidelberg zurück und habilitierte sich 1923 als erste Frau an einer badischen Universität. Den Besuch bei einem ihrer Habilitationsprüfer, dem Physiker Philipp Lenard, beschrieb sie später im maschinenschriftlichen Typoskript ihrer Autobiographie: *Er ließ mich erst geraume Zeit warten und empfing mich dann, ohne mir einen Platz anzubieten oder die Hand zu reichen mit meiner Visitenkarte in der Hand. „Sie haben ja einen traurigen Entschluß gefasst“, sagte er. Die Frau ist doch zu etwas ganz anderem da. Sie sind unverheiratet? Hätten Sie mir ihre Verlobungskarte geschickt, so würde ich mich sehr gefreut haben, aber so. Ich erwiderte ganz kühl, dass seine Tochter ja auch studierte, er schrie aber „Nein!“.* Tatsächlich studierte sie, um Lehrerin zu werden.⁵³ Nach ihrer Habilitation im Sommer 1923 gehörte Gerta von Ubisch mit 41 Jahren vorerst als einzige Frau

49 Ebd. S. 20.

50 Ebd. S. 21.

51 Ebd. S. 26.

52 Zu den beiden Biologinnen vgl. Plarre, Werner, Zur Geschichte der Vererbungsforschung in Berlin, in: Schnarrenberger, Claus/Scholz, Hildemar (Hg.), Geschichte der Botanik in Berlin, Berlin 1990.

53 Autobiographie Gerta von Ubischs, S. 46.

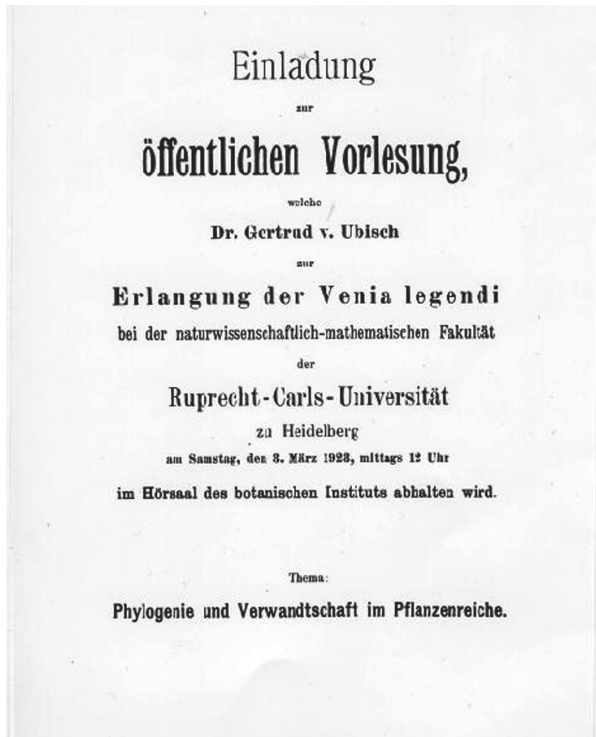


Abbildung 3: Einladung zur Habilitationsvorlesung von Gerta von Ubisch

zum akademischen Lehrkörper der Heidelberger Universität.⁵⁴

Neun Jahre später, 1932, habilitierte sich als zweite Frau die Zahnmedizinerin Elsbeth von Schnizer. Sie war als Tochter des Knappschaftsarztes Karl von Schnizer in Lothringen geboren und studierte ab 1920 in Freiburg und Heidelberg Zahnmedizin. 1924 wurde sie promoviert. Bis zum Sommer 1932, also acht Jahre, zog sich der Versuch, an der Universität Heidelberg ihre Habilitation durchzusetzen. So befürwortete Geheimrat Enderlen in einem Brief an den Dekan der Medizinischen Fakultät vom 11. Mai 1931 die Annahme von Elsbeth von Schnizers Arbeit als Habilitation: *Ueberwältigend ist sie nicht, aber schließlich sind noch bescheidenere doch angenommen worden. Zu-*

dem seien ihre bisherigen wissenschaftlichen Leistungen nach seiner Meinung ganz nett und von hübschem Stil.⁵⁵ Der Vorstand des pathologischen Instituts, Prof. Whimke, beurteilte ihre Habilitationsschrift als *recht fleissige und wissenschaftlich wertvolle Studie*. Nach der erfolgreichen Habilitation dauerte es weitere acht Jahre, bis ihr am Geburtstag Adolf Hitlers die Ernennung zur außerplanmäßigen Professorin ausgesprochen wurde und der Dekan der medizinischen Fakultät die peinliche Verzögerung pflichtschuldiger bedauerte. Er hoffte, so schrieb er, *dass Sie und ihr Herr Vater an der wohlverdienten Ehrung Freude gehabt haben*.⁵⁶

Die lange zeitliche Distanz nach der Promotion bis zur Habilitation und die folgenden Jahre als Privatdozentin mussten von Gerta von Ubisch und Elsbeth von Schnizer auch finanziell überbrückt und durchgehalten werden. Es lassen sich in Schnizers Fall zwar kontinuierlich zwischen 1925 und 1937 immer wieder Stellen als Volontärsassistentin, Assistentin mit Sondervertrag und die *Weiterverwendung* als ordentliche Assistentin der Heidelberger Zahnklinik nachweisen. Zudem standen ihr zwischenzeitlich mehrfach und ab 1937 dauerhaft die Lehr- und Übungsgelder ihrer Veranstaltungen zu.⁵⁷ Dennoch waren die Damen angesichts der langsamen Habilitationsverfahren und der anschließenden Aussichtslosigkeit auf einen Lehrstuhl auf Zuwendungen bzw. das Vermögen aus ihren Familien angewiesen. Sie erhielten diese auch,

54 Zu weiblichen Habilitationen vgl. grundlegend Boedeker, Elisabeth/Meyer-Plath, Maria, 50 Jahre Habilitation von Frauen in Deutschland, Göttingen 1974.

55 Personalakte Elsbeth von Schnizer, UA Heidelberg, PA 1164 (Medizinische Fakultät).

56 Glückwunschs Schreiben des Dekans der Medizinischen Fakultät an Elsbeth von Schnizer vom 17. Mai 1940., Personalakte Elsbeth von Schnizer, UA Heidelberg, PA 1164 (Medizinische Fakultät).

57 Verlängerungsgesuch für Elsbeth von Schnizer als ordentliche Assistentin vom 4. August 1936, GLA 235/2486.

wenn auch in eher bescheidenem Maße. Gerta von Ubisch schrieb beispielsweise in ihrer Autobiographie rückblickend über die Annahme einer Assistentenstelle bei dem Botaniker Jost in Heidelberg, um sich zu habilitieren: *Pekuniär war ich zwar vor der Inflation unabhängig, aber ich brauchte ein Institut und dessen Hilfsmittel. [...] Ich nahm natürlich das Angebot mit Freuden an. Ich selbst hatte nie an Habilitation gedacht. 1923 waren sehr wenige Frauen Dozentinnen, in Baden gab es keine; ich fürchtete, nicht die Mehrheit bei der Abstimmung in der Fakultät zu bekommen, da viele Professoren noch gegen weibliche Dozenten waren, wenn sie auch den Studentinnen nicht mehr wie zu meiner Studienzeit die Teilnahme an ihren Kollegs verbieten konnten. Aber der Gedanke, immer nur als Assistent an einem Institut wirken zu können, während die männlichen Kollegen vorankamen, veranlassten mich, auf Josts Vorschlag, der ja sehr schmeichelhaft war, einzugehen.*⁵⁸ Nach ihrer Habilitation war Gerta von Ubisch jedoch finanziell vom schmalen Assistentengehalt abhängig, dass sich in Baden trotz längerer Dienstzeit von den Gehältern in Preußen deutlich unterschied. Das gleiche traf auf die Lehraufträge zu, die in Heidelberg nach Angaben von Gerta von Ubisch nach den Abzügen 80 RM für ein Semester einbrachten, in Preußen jedoch 500 RM. Aus den Kolleggeldern erhielt sie kaum Einnahmen, da viele ihrer Studenten auf Lehramt studierten und somit honorarbefreit waren.⁵⁹ Lakonisch konstatierte sie: *Da ich wenig Ansprüche machte, reichte mein Gehalt zum Leben aus.*⁶⁰ Nachdem die Unterstützung ihrer Familie ausblieb, machte Gerta von Ubisch exakt die Erfahrungen finanzieller Unsicherheit und Perspektivlosigkeit, die Max Weber für Privatdozenten und außerordentliche Professoren in seinem Vortrag zur *Wissenschaft als Beruf* kritisiert hatte. *Einen Ruf habe ich nicht bekommen, auch keine Planstelle, weil eben Frauen diese nicht bekommen.*⁶¹

Vor dem Hintergrund der beiden wissenschaftlichen Viten der genannten Damen an der Universität Heidelberg soll noch der zeitlich nahe liegende Fall der bürgerlichen

Lilli Zarnke vorgestellt werden. Da ihr Vater früh verstorben war, musste sie sich früh ihren Lebensunterhalt als Volksschullehrerin verdienen. Erst ein kleines Stipendium von einem Kreis Hamburger Lehrerinnen ermöglichte ihr das Studium, das sie in Hamburg als Dr. phil. abschloss. Sie wurde in Jena zusätzlich noch in der Theologie promoviert. Im Dezember 1930 wurde der Dekan der Theologischen Fakultät Heidelberg von ihrem Vorhaben, sich zu habilitieren, in Kenntnis gesetzt. Erst im Juli 1931 widmete sich die Fakultät dem Gesuch mit dem Vermerk, im Winter darüber zu entscheiden. Aufgrund der enormen Zeitverzögerung war Lilli Zarnke gezwungen gewesen, sich – wie Marianne Weber, die Gattin von Max Weber, erbot berichtete – *einem fürsorglichen Berufe* zuzuwenden und ihren Lebensunterhalt zu verdienen.⁶² Die wissenschaftliche Karriere wurde zugunsten des notwendigen Broterwerbs aufgegeben, da die finanzielle Unterstützung der Familie in Lilli Zarnkes Fall vollkommen fehlte. Die finanzielle Unterstützung durch die Familien war eine der entscheidenden Voraussetzungen für die wissenschaftliche Arbeit, worüber sich die betroffenen Frauen auch im Klaren waren. Die Staatswissenschaftlerin Charlotte Leubuscher, die sich 1921 in Berlin habilitiert hatte, schrieb 1925: *Kein Beruf ist auch von jeher so darauf angewiesen gewesen, mit eigenen Mitteln die mit wissenschaft-*

58 Autobiographie Gerta von Ubischs, S. 44.

59 Im SS 1931 wird Gerta von Ubisch als außerordentlicher Professorin ein einstündiger Lehrauftrag für eine Vorlesung über Vererbungslehre erteilt. Nach Angaben der Universitätskasse waren 16 Teilnehmer registriert. Die Kolleggeld-Einnahmen betragen 71,25 RM. 1932 hatte sie für ihre Vorlesung über Vererbungslehre jedoch nur sechs Hörer zu verzeichnen. GLA Karlsruhe 235/ 29895, Institut für Botanik.

60 Autobiographie Gerta von Ubischs, S. 49.

61 Ebd., S. 27.

62 Schuchard, Margret, *Frauen an der Universität*. In: Bahns, Jörn (Hg.), *Zwischen Tradition und Moderne – Heidelberg in den 20er Jahren*, Heidelberg 1994, S. 205–213, hier S. 209.

licher Forschungstätigkeit verbundenen sachlichen und persönlichen Aufwendungen zu decken. Die Bereitstellung der materiellen Grundlagen aus privatem Vermögen waren durchaus das Normale.⁶³

Der finanziell entbehrensreiche, lange und unsichere Weg, den Max Weber 1919 in seinem Vortrag für die Qualifizierungsphase eines Wissenschaftlers und die anschließende Zeit als Privatdozent an einer deutschen Universität beschrieb, bestätigte sich insbesondere auch für die wenigen Frauen, die ihn – im Vergleich zu den Männern jedoch ohne Aussicht auf einen Lehrstuhl und damit ohne wirkliche Aussicht auf die Wissenschaft als Brotberuf – dennoch aus Berufung einschlugen und oft genug zwangsweise für einen anderen Beruf, der sie ernährte, abbrachen. Die von Max Weber selbst nur als *gewisse Pedanterie des Nationalökonom*⁶⁴ bezeichnete Analyse der äußeren und materiellen Umstände einer wissenschaftlichen Karriere eröffnete bei der Untersuchung der ersten weiblichen Universitätskarrieren einen wichtigen Ansatz zur Beantwortung der Frage, warum eine große Zahl von Frauen aus gut situierten jüdischen und adeligen Familien den Weg unbezahlter oder ungenügend entlohnter Forschung und Hochschullehre in den 1920er und 1930er Jahren einschlugen.

Die Frauen konnten in erster Linie durch die finanzielle Rückendeckung ihrer Familien die lange Ausbildungsphase von Promotion und Habilitation überstehen. Danach waren seitens ihrer Familien kaum Erwartungshaltungen an eine wirkliche akademische Karriere, also die Aussicht auf einen Lehrstuhl, gerichtet. Stattdessen erscheinen die Damen gerade nach der Habilitation als begehrte Assistentinnen und Oberassistentinnen in ihren Abteilungen. Gerta von Ubisch berichtet: *1923, nachdem ich zwei Jahre in Heidelberg gewesen war, redete Jost mir zu, mich zu habilitieren. Abgesehen von meinen wiss. Arbeiten veranlasste ihn dazu die Bestimmung, dass unhabilitierte Assistenten in der Regel nicht mehr als zwei Jahre an einem Institut bleiben*

*sollten, während es für habilitierte diese Begrenzung nicht gab, ja nicht geben konnte.*⁶⁵ Auch für Elsbeth von Schnizer liegen zahlreiche genehmigte Gesuche zur Verlängerung ihrer Assistenz aus der Zeit vor und nach ihrer Habilitation zwischen 1927 und 1937 vor.⁶⁶ Die habilitierte weibliche Assistentin bot mehrere Vorteile: von ihr konnte aufgrund der geringen Aussicht auf eine eigene Laufbahn eine qualifizierte Assistentenarbeit auf höchstem Niveau für einen längeren Zeitraum auf einer gering dotierten und für männliche Kollegen nur minder interessanten Stelle erwartet werden. Zudem befand sie sich in Abhängigkeit zu dem männlichen Professor, der ihre Habilitation gefördert bzw. befürwortet hatte. Auch innerhalb der Assistentengruppen nahmen die Frauen eine schlechtere Stellung ein. Gerta von Ubisch wurden von ihrem acht Jahre jüngeren Kollegen, der die erste Assistenz inne hatte, ständig unbeliebte Verwaltungsarbeiten zugeteilt.⁶⁷

Die Frauen blieben im Gegensatz zu den männlichen Kollegen eine wesentlich längere Zeit nach der Habilitation in den wenig privilegierten und schlecht bezahlten Mittelbaustellen. Selbst eine Dozentur oder die außerordentliche Professur brachte finanziell kaum Vorteile. Für die Frauen bedeutete das, auf eine eigene Familie zu verzichten. Wissenschaft war nach Max Weber Hingabe oder nach dem polemisierenden Zeitungsartikel von 1916, der eingangs zitiert wurde, einen *Beruf mit Einsetzung der ganzen Person*. Ihn *voll auszufüllen* gelinge nur, so der Artikel, wenn sich eine Frau der *Ehelosigkeit verschreibt*. Dieses

63 Zit. nach Costas/Roß, Dokumentation des Forschungsprojekts Kontinuität und Diskontinuität in der geschlechtlichen Normierung von Studienfächern, wissenschaftlichen Arbeitsgebieten und Karrieren in den Professionen, <http://www.dataquest.de/pionierinnen/doku/start.php3>, S. 136.

64 Fischer, Max Weber, S. 11.

65 Autobiographie Gerta von Ubischs, S. 45.

66 Verlängerungsgesuch für Elsbeth von Schnizer als ordentliche Assistentin vom 4. August 1936, GLA Karlsruhe, 235/2486.

67 Autobiographie Gerta von Ubischs, S. 56.

Kriterium erfüllte die recht große Zahl der jüdischen und adeligen Wissenschaftlerinnen und so blieb zwar die Frau in der Wissenschaft in den 20er und 30er Jahren noch immer die Ausnahme. Die Regel in der Ausnahme bildete aber bis zu den Gesetzen zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums 1933 bzw. bis zum Zweiten Weltkrieg das nicht arische oder das adelige Fräulein Professor. Als solche konnten sie den Männern in der Wissenschaft nur begrenzt Konkurrenz bieten.

Die langjährigen Mittelbaustellen und die Ausweisung der jüdischen Wissenschaftlerinnen aus ihren Positionen im Zuge des genannten Gesetzes führte nach den Zweiten Weltkrieg bei denjenigen, die aus ihrem Exil zurück nach Deutschland kamen, zu außerordentlich großen Problemen. Gerta von Ubisch ging als Halbjüdin 1934 ins Exil nach Brasilien und nahm in Sao Paulo am renommierten *Instituto Butantan* eine Stelle an. Erst im Mai 1952 kehrte sie vollkommen mittellos über Norwegen nach Heidelberg zurück, wo sie sich als Nazigeschädigte um finanzielle Unterstützung bemühte. Die Universität Heidelberg – vertreten durch den Rektor – setzte sich auch sehr für die Bewilligung der Zahlungen ein, die jedoch in einem über Jahre dauernden Prozess u. a. mit der Begründung abgelehnt wurden, dass sie nur ein *außeretatsmäßiges Extraordinariat gehabt hatte*. Daneben wurde ihr vorgeworfen, dass sie ihre Assistentenstellen länger als üblich innegehabt und somit die Ausbildung anderer blockiert hätte. Auch ihr Urlaubsgesuch, dass sie an die Universität gerichtet hatte, weil 1933 ihre Vorlesung nicht zustande gekommen war, wurde als sicheres Zeichen gewertet, dass die Halbjüdin von Ubisch nicht aus rassistischen Gründen und gezwungenermaßen, sondern ungezwungen freiwillig die Universität Heidelberg verlassen hätte. Zudem sei ihr Bruder, Leopold von Ubisch, vor 1934 ordentlicher Professor in Münster, entsprechend entschädigt worden. Er solle doch seine Schwester unterstützen. Zuletzt argumentierten die Hochschulbehörden im Kultusministerium in Karlsruhe, sie sei zu spät aus dem

Exil zurückgekehrt.⁶⁸ Es zeigte sich ein zweites Mal, dass die geringen Berufschancen habilitierter Wissenschaftlerinnen auch nach dem Zweiten Weltkrieg für die betroffenen Frauen negative Folgen hatten und zumindest in ihrer Wahrnehmung erneut eine Ungleichbehandlung der Geschlechter darstellte. Gerta von Ubisch reflektierte: *Tatsächlich lagen ja die Verhältnisse so, dass es kein Gesetz gab, dass die Regierung zu einer Pensionsgabe an mich verpflichtete, da ich keine Beamte gewesen war; ich empfand es aber als eine unerhörte Herabsetzung der weiblichen Arbeit, dass man meinen Fall anders behandelte als den meiner männlichen Kollegen.*⁶⁹ Daneben erschien es auch nach dem Krieg opportun, dass die Wissenschaftlerinnen durch ihre Familien – in Gerta von Ubischs Fall von ihren Bruder – finanzielle Unterstützung erhalten sollten.

Erst 1956 erhielt Gerta von Ubisch aufgrund des starken Einsatzes ehemaliger Kollegen und in Anlehnung an die 1955 erlassene Novelle des Beamtenengesetzes, die auch die Entschädigung für Privatdozenten und außerordentliche Professoren vorsah, die Mitteilung, dass das Kultusministerium unter Annahme, sie hätte 1939 – wäre sie in Deutschland geblieben – eine Diätenprofessur erhalten, ihr nun die Pensionsansprüche dieser Stellung zugestehen und entsprechend zahlen würden.⁷⁰

Elsbeth von Schnizer hatte am 24. Oktober 1939 als Arierin durch den Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung eine Dozentur neuer Ordnung erhalten, die ihr nach dem neuen Hochschulgesetz der Nationalsozialisten ermöglichte, mit eigenen Einkünften einigermaßen standesgemäß wissenschaftlich tätig und nicht mehr auf eine Assistentenstelle angewiesen zu sein.⁷¹ Zu dieser

68 Autobiographie Gerta von Ubischs, S. 112.

69 Ebd. S. 115.

70 Ebd. S. 118.

71 Befürwortung der Dozentur neuer Ordnung für Elsbeth von Schnizer vom 4. August 1939. Personalakte Elsbeths von Schnizer, GLA Karlsruhe, 235/2486.

Stellung mag Elsbeth von Schnizer auch ihr politisches Engagement für den Nationalsozialismus verholphen haben, das sich beispielsweise in zahlreichen Vorträgen zur Hygiene und Zahnpflege in der NS-Frauenschaft äußerte. Als Frau und Medizinerin wirke sie – so der zeitgenössische lobende Tenor – maßgeblich an der Erziehung und medizinischen Aufklärung des Volkes, insbesondere der Mütter und Kinder mit. Zudem war sie bereits im Mai 1933 in die NSDAP eingetreten. Elsbeth von Schnizer ist deshalb auch kein Beispiel für die seit 1933 übliche Tendenz an vielen Universitäten, Frauen verstärkt in Hilfskraftpositionen zu belassen oder herabzustufen bzw. frei gewordene Stellen ehemaliger jüdischer Mitarbeiterinnen ausschließlich mit Männern zu besetzen.⁷² Offenbar gehörte es zum Prestige der Nationalsozialisten, einzelne geeignete Frauen auch zu fördern, um damit Vorbilder zu schaffen. Dies galt insbesondere für Bereiche der Wohlfahrtspflege, des Gesundheits- und Erziehungswesens, die ein klassisches weibliches Arbeitsgebiet darstellten.

Das deutliche nationalsozialistische Bekenntnis beendete jedoch nach dem Zweiten Weltkrieg Elsbeth von Schnizers Karriere: Am 2. November 1945 teilte der Präsident der Landesregierung Baden, Abteilung Kultus und Unterricht in Karlsruhe, dem Rektor der Universität Heidelberg mit, dass nach Prüfung des Fragebogens auf Anordnung der Militärregierung vom 1. Oktober 1945 Frl. Prof. Dr. Elsbeth von Schnizer mit Wirkung zum 31. Oktober 1945 aus dem Dienst zu entlassen sei.⁷³

Für eine Neueinstellung oder Weiterbeschäftigung galten nach dem Brief des Dekans der medizinischen Fakultät vom 14. September 1946 folgende Kriterien:

Als politischen Maßstab nimmt man am besten die neuerdings vom Universitäts-Offizier für die Annahme von Studierenden ausgegebenen Richtlinien. Ohne weiteres anstellbar sind folgende Bewerber, die:

- a) zu keiner Zeit Mitglieder oder Anwärter der NSDAP oder einer angeschlossenen Gruppierung
- b) zu keiner Zeit Führer in der HJ oder im BDM waren.⁷⁴

Das Exil Gerta von Ubischs und die Entlassung Elsbeth von Schnizers führten an der Universität Heidelberg dazu, dass nach dem 2. Weltkrieg keine einzige habilitierte Frau die Neuorientierung der Ruperto Carola mitprägte oder für Studentinnen als Vorbild wirkte. Frauen wurden nach 1945 für lange Zeit nach altem Muster als Lehrbeauftragte eingesetzt und auf Mittelbaustellen berufen, jedoch ebenfalls ohne Aussicht auf eine akademische Laufbahn und Wissenschaft als wirklichem Beruf.

Es ist daher nicht verwunderlich, dass Ellinor von Puttkamer (1910–1999) neben ihrer Assistentenstelle an der Universität Mainz zwischen 1946 und 1951 regelmäßig nur Lehraufträge am Historischen Seminar in Heidelberg für Proseminare in Osteuropäischer und allgemeiner Geschichte erhielt, die zuerst unbezahlt und später gering vergütet wurden. Bereits zwischen 1936 und 1945 hatte sie als Assistentin am Kaiser Wilhelm Institut in Berlin gearbeitet. Gemäß ihrem Personalbogen lebte sie während dieser Zeit zu einem großen Teil aus ihrem privaten Vermögen.⁷⁵ Inzwischen habilitiert und Honorarprofessorin für osteuropäische Geschichte in Bonn, schied sie jedoch

⁷² Die Mehrheit der Dozentinnen wurde 1933 aus ihren Ämtern verbannt. Zu diesem Ergebnis kommen Costas/Roß in ihrer Dokumentation des Forschungsprojekts „Kontinuität und Diskontinuität in der geschlechtlichen Normierung“ 1998–2001, S. 135 und S. 137. Zu Frauenkarrieren im Nationalsozialismus vgl. Manns, Haide, Frauen für den Nationalsozialismus. Nationalsozialistische Studentinnen und Akademikerinnen in der Weimarer Republik und im Dritten Reich, Opladen 1997 (Diss.), S. 132 und S. 135.

⁷³ Personalakte Elsbeth von Schnizer, GLA Karlsruhe, 235/2486.

⁷⁴ Schreiben des Dekans, GLA Karlsruhe, 235/30 379 Assistenten und Beschäftigte am Krankenhaus für Zahn- und Kieferkrankheiten in Heidelberg 1946. Der Akte liegt ein Fragebogen der amerikanischen Besatzung zur Vergangenheit der Beschäftigten bei.

⁷⁵ Personalakte Ellinor von Puttkamer, UA Heidelberg, PA 5369.

traurig über die Chancenlosigkeit einer wirklichen akademischen Karriere aus den Diensten der Universitäten Bonn und Heidelberg und wechselte ins Auswärtige Amt. Als erste Frau wurde sie 1969 von Willy Brandt als Botschafterin der Bundesrepublik Deutschland berufen und zum Europarat nach Straßburg entsandt. Die Universität Heidelberg hatte sich auch nach dem 2. Weltkrieg die Chance einer qualifizierten Frau auf einer akademischen Position entgehen lassen.⁷⁶ Die Exklusionspolitik gegenüber Frauen wurde auch an der Universität Heidelberg weiterhin aufrecht erhalten. Heidelberg konnte erst durch die Ernennung Margot Beckes im Jahr 1966 zur ersten Rektorin der Bundesrepublik aus dem Schatten der anderen Universitäten heraustreten.

Fazit

Aus dem Material der Personalakten ergibt sich, dass an der Universität Heidelberg ähnlich wie an anderen Hochschulen der Weimarer Republik auch, überdurchschnittlich viele Frauen jüdischer oder adeliger Herkunft nachgewiesen werden konnten. Die adeligen Frauen drangen damit in einen Bereich vor, der für die männlichen Mitglieder des Adels nicht zu den traditionell standesgemäßen Ämterbereichen wie etwa das Militär, die Diplomatie, der Staatsdienst oder Guts- und Forstwirtschaft gehörte, angesichts der noch stärkeren Vorbehalte gegen Handel und Gewerbe aber langsam ins Blickfeld geriet. Dennoch konnten 1914 im alten Kaiserreich gerade drei Prozent der ordentlichen Universitätsprofessoren und Privatdozenten adeliger Herkunft gezählt werden.⁷⁷ Allerdings stieg die Zahl nach dem 1. Weltkrieg enorm an, da gerade das Militär nach dem Versailler Vertrag vorläufig keine so großen Berufschancen bot. Zu ihnen gehörte beispielsweise Gerta von Ubischs Bruder, Leopold (1886–1960), der in Münster eine ordentliche Professur für Zoologie innehatte.⁷⁸ Adeligen Frauen gelang als Wissenschaftlerinnen die Anpassung an die leistungsbezogenen Anforderungen im universitären Bereich ebenso gut wie Frauen jüdischer

Herkunft, da sie neben der Akzeptanz einer ledigen Existenz auch die Toleranz für ihren Weg und die finanzielle Absicherung durch ihre Familien erhoffen konnten. Adlige Wissenschaftlerinnen trugen damit gerade nach dem ersten Weltkrieg und dem Zusammenbruch der Monarchie in Deutschland insbesondere in den 20er Jahren wie ihre adeligen männlichen Kollegen wesentlich dazu bei, dass die Identitätskrise und Neuorientierung des Adels in der kaum stabilen Demokratie der Weimarer Republik in ein neues Selbstverständnis des alten Blutadels in das Konzept einer geistigen Aristokratie mündete. Aufgehoben werden sollte die Klasse, bleiben sollten Persönlichkeiten.⁷⁹ Das gleiche gilt für die zahlenmäßig noch größere Gruppe der jüdischen Forscherinnen und Hochschullehrerinnen. Während ihre Eltern vor dem 1. Weltkrieg maßgeblich die Erweiterung der höheren Bildungsmöglichkeiten für Frauen in ganz Deutschland erkämpften, zeigte sich in der Generation ihrer Töchter zum ersten Mal der Gewinn dieses Fortschritts. Sie prägten die Universitätslandschaft der 20er Jahre entscheidend mit und stellten erstmals innerhalb der deutschen Juden eine weibliche Elite, die das Selbstverständnis der weiblichen Juden als Deutsche formte.

76 Günsche, Karl-Ludwig, Willkommen in Quagadougou! Vor 30 Jahren begann die erste deutsche Botschafterin ihren Dienst, in: DIE WELT, 22.1.1999, S. 3.

77 Reif, Adel im 19. Jahrhundert, S. 86.

78 Ubisch, Leopold von, Ansprachen und Vorträge, gehalten bei der Gedächtnisfeier der Math.-Naturw. Fakultät der Universität Münster am 25. Februar 1966, in: Schriften der Gesellschaft zur Förderung der westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster 60/1966, S. 1–39.

79 Müller, Guido, Jenseits des Nationalismus? – „Europa“ als Konzept grenzübergreifender adlig-bürgerlicher Elitendiskurse zwischen den beiden Weltkriegen, in: Reif, Heinz (Hg.), Adel und Bürgertum in Deutschland. Entwicklungslinien und Wendepunkte im 20. Jahrhundert, Berlin 2001, S. 235–268, hier S. 249.

Ellinor von Puttkamer

Eine Historikerin zwischen Wissenschaft und Diplomatischem Dienst

Benjamin Preißner

Ellinor von Puttkamer wurde am 18. Juli 1910 in Versin in Pommern geboren. Sie studierte in Köln, Marburg, Innsbruck und Berlin Geschichte und Rechtswissenschaft. Nach ihrem Studium arbeitete sie von 1936 bis 1945 als wissenschaftliche Assistentin am Kaiser-Wilhelm-Institut in Berlin. Nach der Entnazifizierung übernahm sie eine Lehrtätigkeit in Mainz und Heidelberg in den Jahren 1946 und 1947. In den beiden darauf folgenden Jahren hielt sie sich mit vereinzelt Lehraufträgen in Heidelberg über Wasser, deren Bezahlung überhaupt erst in einem Briefwechsel zwischen dem Historischen Seminar und dem Dekan der Philosophischen Fakultät ausgehandelt wurde: *Antrag, daß Fräulein Dr. v. Puttkamer, die bisher mit unbezahltem Lehrauftrag ein 2stündiges Proseminar für Neuere Geschichte hielt, für diesen Lehrauftrag in der üblichen Weise entschädigt wird.*⁸⁰

Nach ihrer Lehrtätigkeit in Mainz arbeitete Ellinor von Puttkamer ab 1949 in Bonn im Bundesjustizministerium, lehrte aber auch weiterhin in Heidelberg am Historischen Seminar (*sie möchte aber weiterhin aus Verbundenheit und Interesse in Heidelberg lehren*⁸¹). Eine Bitte um Erhöhung der Bezüge wegen der deutlich gestiegenen Fahrtkosten war jedoch nicht erfolgreich.

Im Jahr 1950 bat sie um Beurlaubung wegen einer Studienreise in die USA in Diensten des Bundesjustizministeriums. Schon ein Jahr später findet sich in der Personalakte das Ersuchen um Entbindung vom Lehrauftrag, da Ellinor von Puttkamer sich in Bonn habilitieren wollte.

Nach ihrer Habilitation trat sie 1953 als eine der ersten Frauen in das gerade neu gegründete Auswärtige Amt ein und von 1956 bis 1969 half die Legationsrätin im UNO-Glaspalast am East River in New York die Grundlagen zu schaffen, die der Bundesrepublik später den Beitritt zu den Vereinten Nationen ermöglichten.⁸² Anschließend arbeite-

te sie als Referentin für die Beziehungen zur Blockfreien-Bewegung in Bonn, bevor sie 1969 als erste Frau in der Geschichte des Auswärtigen Amtes zur Botschafterin ernannt wurde.

Zudem war sie seit 1963 Honorarprofessorin für Osteuropäische Geschichte und Verfassungsgeschichte in Bonn. Die FAZ schreibt in einem Nachruf auf Ellinor von Puttkamer, dass ihr Leben nicht immer angemessen bewertet worden sei: *Statt ihrer fachlichen Kompetenz wurde in der Öffentlichkeit seinerzeit mehr herausgestellt, dass sie zu einer bestimmten Zeit die Frau mit dem höchsten Rang unter allen Bundesbeamten und schließlich die erste Botschafterin der Bundesrepublik Deutschland überhaupt war. Ellinor von Puttkamer war jedoch in erster Linie eine angesehene Historikerin und einflussreiche Völkerrechtlerin.*⁸³ Nicht irgendeine Geschlechterquote habe ihrer Karriere geholfen, sondern allein ihre Kompetenz. Somit eigne sie sich auch nur bedingt als Meilenstein in der Emanzipationsgeschichte. Ihre Qualifikation und ihr Engagement wurden vom Historischen Seminar der Universität Heidelberg in Briefwechseln stets herausgestellt, trotzdem war es keine Selbstverständlichkeit, dass sie für ihre Arbeit an der Universität Heidelberg Lohn bekam. Und so bleibt als Fazit dieses spannenden Lebenslaufes die Feststellung, dass sie trotz ihrer offensichtlichen Qualifikation gerade in den ersten Jahren ihrer wissenschaftlichen Karriere, aber auch nach dem Sprung ins Auswärtige Amt immer wieder auf Barrieren stieß, die durch ihr Geschlecht begründet waren.

80 Personalakte Ellinor von Puttkamer, UA Heidelberg, PA 5369.

81 Ebd.

83 Schwäbische Donau-Zeitung, Nr. 162, 1990.

83 Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17. November 1999.

Silvia Lehmann

Während es für uns heute selbstverständlich ist, dass Frauen studieren und an Hochschulen lehren, war dies in den 50er und 60er Jahren keineswegs alltäglich. Vielmehr waren Frauen, die eine wissenschaftliche Karriere anstrebten, vielfach Vorurteilen ausgesetzt und wurden von Studenten, Dozenten und dem Universitätssystem benachteiligt.

Anzahl, lehramtliche Stellung und Fachbereiche der Hochschullehrerinnen in den 50er Jahren

1952 führte Charlotte Lorenz eine Erhebung zur Überprüfung der Stellung der Frauen an den Hochschulen durch. An 32 Hochschulen in Westdeutschland gab es 1952 insgesamt 212 habilitierte und nicht-habilitierte weibliche Lehrkräfte.⁸⁴ Bis auf wenige Ausnahmen⁸⁵ waren zum damaligen Zeitpunkt an allen Hochschulen weibliche, habilitierte Lehrkräfte vertreten.

Die Anzahl der Hochschullehrerinnen war, wie Tabelle 2 zeigt, von Hochschule zu Hochschule sehr verschieden. Der durchschnittliche Anteil der weiblichen Lehrkräfte im westdeutschen Bundesgebiet einschließlich Berlin betrug im Jahre 1952 nur 3,2 %.⁸⁶

Noch dramatischer als dieser geringe Frauenanteil war die lehramtliche Stellung der Hochschullehrerinnen. Von den 212 weiblichen Lehrkräften hatten 1952 nur zwölf, d. h. 5,7 %, eine planmäßige Beamtenstellung und gar nur drei Frauen, d. h. 1,4 %, hatten einen ordentlichen Lehrstuhl inne. Die restlichen Hochschullehrerinnen waren in folgenden Positionen beschäftigt:

Hochschule(n)	Anzahl weiblicher Hochschullehrer
Heidelberg	29
Freie Universität Berlin	24
München, Hamburg	14
Göttingen	12
Mainz, Marburg	11
Bonn, Frankfurt, Tübingen	10
Freiburg	9
Kiel, Münster	6
Köln	5
Erlangen, Würzburg	3
Technische Hochschulen ⁸⁷	17
Fachhochschulen ⁸⁸	5
Gesamt	212

Tabelle 2: Anzahl weiblicher Hochschullehrer an den westdeutschen Hochschulen 1952.⁸⁹

Lehramtliche Stellung	Frauenanteil in %
Außerordentliche Professorinnen	4,2
Außerplanmäßige Professorinnen	11,0
Privatdozentinnen	19,3
Lehrbeauftragte	44,0
Hilfskräfte oder Lektorinnen	19,3

Tabelle 3: Lehramtliche Stellung der weiblichen Hochschullehrer in Westdeutschland 1952.⁹⁰

Hinsichtlich der Berufung und Ernennung mussten weibliche Lehrkräfte deutlich längere Wartezeiten als Männer in Kauf nehmen. Durchschnittlich betrug die Zeit bis zur Ernennung zur außerplanmäßigen Professorin acht Jahre und die Ernennung zur ordentlichen Professorin erfolgte im Durchschnitt nach 17 Jahren.⁹¹ Damit ging ein später Beginn der akademischen Laufbahn von Frauen einher. Die meisten weiblichen Lehrkräfte waren daher zwischen 40 und 44 bzw. 55 und 59 Jahre alt.⁹²

Ein weiteres schwerwiegendes, mit der lehramtlichen Stellung zusammenhängendes Problem der westdeutschen Hochschullehrerinnen war die mangelhafte finanzielle Versorgung. Nur 5,8 % der Dozentinnen waren durch ein festes Beamtenverhältnis finanziell abgesichert. 37 von 40 Frauen (92,5 %) mussten daher neben ihrer Tätigkeit an der Universität eine zusätzliche Arbeit ausüben, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen.⁹³

Anzahl, lehramtliche Stellung und Fachbereiche der Hochschullehrerinnen in den 60er Jahren

Asta Hampe wertete die statistischen Daten über Frauen an den westdeutschen Hochschulen für das Jahr 1960 aus. In diesem Jahr waren 17 400 Personen als Lehrkräfte und wissenschaftliches Personal in Forschung und Lehre an den Hochschulen tätig, wovon 1 037, also ca. 6 %, Frauen waren. Im selben Jahr gab es an den 18 westdeutschen Universitäten 2 016 Lehrstuhlinhaber, wovon 14, d. h. 0,7 %, weiblich waren. Von den 3 000 Nichtordinarien waren 113 Frauen (3,7 %). 1961 waren von 5 000 nichthabilitierten, wissenschaftlichen Assistenten 544, d. h. 11%, Frauen. Je niedriger also die lehramtliche Stellung war, desto höher war der Frauenanteil.

Tabelle 4: Lehramtliche Stellung der Hochschullehrer in Westdeutschland 1960.⁹⁴

Akademische Stellung	Anzahl Hochschullehrer gesamt	Prozentualer Anteil	Anzahl weiblicher Hochschullehrer	Prozentualer Anteil
Lehrstuhlinhaber	2 906	17	18	1,4
Habilitierte, Nichtordinarien ⁹⁵	3 673	21	129	12,4
Sonstiges Lehrpersonal wie Honorarprofessoren	3 583	21	274	26,4
Nicht habilitierte wissenschaftliche Assistenten	7 238	41	616	59,5
Insgesamt	17 400	100	1 037	100

84 1952 betrug die Gesamtzahl der weiblichen Lehrkräfte in BRD und DDR 350.

85 Keine weiblichen, habilitierten Lehrkräfte gab es an der Tierärztlichen Hochschule Hannover, der Hochschule für Gartenbau Hannover und der Wirtschaftshochschule Mannheim.

86 Lorenz, Charlotte, Entwicklung und Lage der weiblichen Lehrkräfte an den wissenschaftlichen Hochschulen Deutschlands, hg. vom Deutschen Akademikerinnenbund, Berlin 1953, S. 30.

87 Die Technischen Hochschulen sind nicht einzeln aufgelistet,

da es maximal drei Hochschullehrerinnen an einer Hochschule gab.

88 Die Fachhochschulen sind nicht einzeln aufgelistet, da es maximal zwei Hochschullehrerinnen an einer Hochschule gab.

89 Lorenz, Entwicklung, S. 30.

90 Ebd., S. 14 f.

91 Ebd., S. 37.

92 Ebd., S. 34.

93 Ebd., S. 38.

Fachrichtung	Anzahl Hochschullehrer gesamt	Prozentualer Anteil	Anzahl weiblicher Hochschullehrer	Prozentualer Anteil
Theologie	608	3,5	5	0,5
Philosophie/ Philologie	2 966	17,0	326	31,2
Rechtswissenschaften	698	4,0	12	1,2
Wirtschafts- und Sozialwissen- schaften	959	5,5	50	4,8
Medizin	5 385	31,0	452	43,3
Veterinärmedizin	273	1,5	13	1,2
Naturwissenschaften/ Mathe- matik	3 641	20,9	136	13,1
Landwirtschaft	648	3,7	28	2,7
Technische Wissenschaft	2 373	13,7	8	0,8
Leibesübungen	56	0,3	5	0,5
Ohne Angaben	66	0,4	7	0,7
Gesamt	17 400	100	1 042	100

Tabelle 5: Hochschullehrer in Westdeutschland nach Fachrichtung; November 1960.⁹⁶

Tabelle 4 verweist auf die üblichen Karrieren und zeigt, dass die Frauen einen Großteil des nichthabilitierten Personals stellten und nur wenige Frauen einen Lehrstuhl inne hatten.

Aus Tabelle 5 ist ersichtlich, dass Frauen in der Theologie, den technischen Wissenschaften und den Leibesübungen immer noch selten vertreten waren. Am häufigsten arbeiteten Frauen weiterhin in der Philosophie/ Philologie, den Naturwissenschaften und der Medizin. Allerdings ist erkennbar, dass Hochschullehrerinnen nun in höherem Maße auch in anderen Fachbereichen tätig waren.

Die Zusammenfassung der allgemeinen Situation an den Hochschulen der Bundesrepublik in den 1950er und 1960er Jahren spiegelt sich auch in den Zahlen der folgenden Tabelle 6 zu Frauen als Hochschullehrerinnen an der Universität Heidelberg wider.

Sie zeigt, dass nur wenige Frauen in den 50er und 60er Jahren an der Ruprecht-Karls-Universität beschäftigt waren. Im Durchschnitt waren nur 41 Frauen pro Semester. Während in den 50er Jahren und Anfang der 60er Jahre nur zwischen 24 und 38 Frauen pro Semester Lehrveranstaltungen abhielten, stieg ihre Anzahl ab 1963, im Zuge einer allgemeinen Zunahme der Anzahl der Hochschullehrer, auf über 40 und Ende der 60er Jahre auf über 80 Frauen an. Auffällig ist darüber hinaus, dass die Mehrheit der Heidelberger Hochschullehrerinnen am Dolmetscherinstitut arbeitete. Äußerst selten dagegen hatten Frauen

94 Hampe, Asta, Frauen im akademischen Lehramt, in: Zur Situation der weiblichen Hochschullehrer. Vorträge auf der Tagung des Deutschen Akademikerinnenbundes vom 7. bis 11. Oktober 1962 in Bad Godesberg, Göttingen 1963, S. 27.

95 Nichtordinarien sind außerordentliche Professoren, außerplanmäßige Professoren und Privatdozenten.

96 Hampe, Frauen, S. 33.

Semester	Ordentliche Professorin	Außerordentliche Professorin	Außerplanmäßige Professorin	Privatdozentin	Gastprofessorinnen	Honorarprofessorin	Lektorin	Lehrbeauftragte	Beauftragt mit Lehrkursen	Mitarbeiterinnen am Dolmetscherinstitut	Mitarbeiterinnen am Institut für Leibesübungen	Summe
SS 1950	0	1	0	1	0	0	1	7	2	22	1	35
WS 1950/51	0	1	0	1	0	0	1	7	2	21	1	34
SS 1951	0	1	0	1	0	0	1	7	2	21	1	34
WS 1951/52	0	1	0	1	0	0	1	6	2	22	1	34
SS 1952	0	1	0	1	0	0	1	5	2	19	1	30
WS 1952/53	0	1	0	1	0	0	0	8	2	18	1	31
SS 1953	0	1	0	1	0	0	0	7	2	18	0	29
WS 1953/54	0	1	0	1	0	0	0	7	2	18	0	29
SS 1954	0	1	1	0	0	0	0	7	1	18	0	28
WS 1954/55	0	1	1	0	0	0	0	7	1	15	0	25
SS 1955	0	1	1	0	0	0	0	6	1	15	0	24
WS 1955/56	0	1	1	0	0	0	0	7	0	14	1	24
SS 1956	0	1	1	0	0	0	0	8	0	16	1	27
WS 1956/57	0	1	1	0	0	0	1	8	0	16	1	28
SS 1957	0	1	1	0	0	0	1	6	0	17	0	26
WS 1957/58	0	1	1	0	0	0	1	6	0	18	0	27
SS 1958	0	1	1	2	0	0	1	6	0	18	0	29
WS 1958/59	0	1	1	2	0	0	1	6	0	17	0	28
SS 1959	0	1	1	2	0	0	1	6	0	17	0	28
WS 1959/60	1	0	1	2	0	0	1	4	0	16	0	25
SS 1960	1	0	1	3	0	0	2	3	0	18	0	28
WS 1960/61	1	0	1	3	0	0	2	5	0	17	0	29
SS 1961	1	0	1	3	1	0	3	6	0	19	0	34
WS 1961/62	1	0	1	4	0	0	1	4	0	20	1	32
SS 1962	1	0	1	4	0	0	2	5	0	21	1	35
WS 1962/63	1	0	1	4	1	0	2	5	0	23	1	38
SS 1963	1	0	1	3	1	0	2	5	0	31	1	45

Semester	Ordentliche Professorin	Außerordentliche Professorin	Außerplanmäßige Professorin	Privatdozentin	Gastprofessorinnen	Honorarprofessorin	Lektorin	Lehrbeauftragte	Beauftragt mit Lehrkursen	Mitarbeiterinnen am Dolmetscherinstitut	Mitarbeiterinnen am Institut für Leibesübungen	Summe
WS 1963/64	1	0	2	5	0	0	2	5	0	28	1	44
SS 1964	1	0	3	2	0	0	3	7	0	32	1	49
WS 1964/65	1	0	3	2	0	0	6	8	0	32	1	53
SS 1965	1	0	2	4	0	0	9	9	0	29	1	55
WS 1965/66	1	0	4	3	0	0	8	9	0	29	1	55
SS 1966	1	0	3	3	0	0	5	8	0	39	1	60
WS 1966/67	1	0	3	4	0	0	7	13	0	35	1	64
SS 1967	1	0	3	5	1	0	10	15	0	39	1	75
WS 1967/68	1	0	2	4	0	1	9	17	0	41	1	76
SS 1968	1	0	2	5	1	0	11	18	0	41	1	80
WS 1968/69	1	0	2	5	1	0	11	20	0	41	1	82
SS 1969	1	0	1	3	1	1	14	24	0	41	1	87
Summe	20	19	49	85	7	2	121	317	19	932	25	1596
Durchschnitt	0.51	0.49	1.26	2.18	0.18	0.05	3.1	8.13	0.49	23.9	0.64	40.92

Tabelle 6: Status der Hochschullehrerinnen an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg in den 50er und 60er Jahren.⁹⁷

die Position als ordentliche und außerordentliche Professorin, als Gast- und Honorarprofessorin sowie als Beauftragte für Lehrkurse und als Mitarbeiterin am Institut für Leibesübungen inne.

Betrachtet man die Situation der Hochschullehrerinnen an der Universität Heidelberg, ist deutlich zu sehen, dass sich innerhalb von zwanzig Jahren nur sehr wenige Frauen in Heidelberg habilitieren konnten (Tabelle 7). Bezüglich der Fachbereiche fällt auf, dass die Hälfte der Hochschul-

lehrerinnen in der Medizin tätig war und im Unterschied zur Mehrheit der deutschen Hochschullehrerinnen Heidelberg nur über eine Philologin, Roswitha Wisniewski, verfügte. Ebenfalls im Unterschied zur gesamtdeutschen Situation hatten die Heidelberger Hochschullehrerinnen häufig einen Lehrstuhl inne und waren nicht überwiegend in finanziell ungesicherten Positionen beschäftigt.

⁹⁷ Personal- und Vorlesungsverzeichnisse Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg SS 1950–SS 1969.

	Geburts-jahr	Fachbereich und Spezialgebiet	Dissertation	Habilitation	Status
Katharina Otto-Dorn	1908	Kunstwissenschaft Islamische Archäologie und Kunstgeschichte	Wien 1933	Heidelberg 1949	Privatdozentin 1950 Außerplanmäßige Professorin 1954 Ordinaria seit 1954 in Ankara, Türkei und seit 1967 in Los Angeles, USA
Herta Anna Hildegard Portzehl	1921	Medizin Physiologie und Muskelphysiologie	Tübingen 1945	Heidelberg 1956	Privatdozentin 1956 Außerplanmäßige Professorin 1963 Außerordentliche Professorin seit 1967 in Bern, Schweiz
Marie Luise Hilger	1912	Rechtswissenschaft Bürgerliches Recht und Arbeitsrecht	Kiel 1939	Heidelberg 1959	Dozentin 1959 Honorarprofessorin seit 1962 in Göttingen Hauptamtlich tätig als Bundesrichterin am Bundesarbeitsgericht Kassel
Waltraud Schrickel	1920	Geschichte Ur- und Frühgeschichte	Jena 1944	Heidelberg 1960	Lehrbeauftragte 1952 Mitarbeiterin Rheinisches Landesmuseum Bonn 1958–59 Privatdozentin 1961, Rätin 1964 Außerplanmäßige Professorin seit 1967 in Heidelberg
Roswitha Wisniewski	1926	Sprach- und Literaturwissenschaften Ältere Germanistik	Berlin 1953	Berlin 1960	Privatdozentin 1960 Außerplanmäßige Professorin 1965 Ordinaria seit 1967 in Heidelberg
Renate Lettré-Hartung	1899	Medizin Experimentelle Zellforschung	Berlin 1944	Heidelberg 1962	Dozentin 1962 Honorarprofessorin seit 1968 in Heidelberg
Maria Blohmke	1922	Medizin Sozialmedizin und Epidemiologie	Berlin 1945	Heidelberg 1966	Privatdozentin 1966 Ordinaria seit 1968 in Heidelberg Abteilungsleiterin im Institut für Sozial- und Arbeitsmedizin und für prospektive Epidemiologie der Universität Heidelberg

Tabelle 7: Status von Hochschullehrerinnen an der Universität Heidelberg in den 50er und 60er Jahren.⁹⁸

Allerdings waren die meisten Heidelberger Hochschullehrerinnen in der Tat bei ihrer Habilitation mindestens Mitte 30 und zum Teil sogar über 40 Jahre alt. Die Wartezeiten bis zur Berufung auf einen Lehrstuhl oder bis zur Ernennung zur außerplanmäßigen Professorin lagen alle deutlich unter zehn Jahren. Auffällig ist darüber hinaus die zum Teil sehr große Zeitspanne zwischen Dissertation und Habilitation.

98 50 Jahre Habilitation von Frauen in Deutschland. Eine Dokumentation über den Zeitraum von 1920–1970, bearbeitet von Elisabeth Boedeker und Maria Meyer-Plath, Göttingen 1974; Costas, Ilse/Roß, Bettina, Kontinuität und Diskontinuität in der geschlechtlichen Normierung von Studienfächern, wissenschaftlichen Arbeitsgebieten und Karrieren in den Professionen, Forschungsprojekt an der Universität Göttingen Juni 1998–September 2001. Darstellung des Projekts im Internet unter www.data-quest.de/pionierinnen

Silvia Lehmann

Katharina Otto-Dorn wurde am 5. März 1908 in Wiesbaden als Katharina Dorn geboren. Nach dem Abitur begann sie im WS 1928/29 ihr Studium der Kunstgeschichte, der Archäologie, der Literaturgeschichte und der Soziologie in Heidelberg. Ab dem SS 1929 studierte sie in Wien Kunstgeschichte sowie Persisch, Philosophie und Geschichte im Nebenfach. 1933 schloss Katharina Otto-Dorn ihr Studium mit der Promotion *Das sasanidische Silbergeschirr und seine Sinnbilder* ab. Von 1934 bis 1937 war Otto-Dorn Volontärin in der Islamischen Abteilung der Berliner Museen. In den Jahren 1935 und 1936 konnte sie im Rahmen eines Werkvertrages in der Abteilung des Deutschen Archäologischen Instituts in Istanbul zwei Forschungsreisen in die Türkei unternehmen. Am Deutschen Archäologischen Institut in Istanbul arbeitete Otto-Dorn zunächst als Bibliothekarin und ab 1941 als Referentin für islamische Kunstwissenschaft. Ebenfalls 1941 starb Otto-Dorns Ehemann, der Archäologe Dr. Heinz Otto. Aufgrund der türkischen Kriegserklärung an Deutschland wurde Otto-Dorn 1944 aus der Türkei ausgewiesen. Infolge dessen kehrte sie zu ihren Eltern nach Heidelberg zurück. Am Kunsthistorischen Institut in Heidelberg begann Otto-Dorn mit der Arbeit an ihrer Habilitationsschrift.⁹⁹ Im SS 1948 erhielt sie einen Lehrauftrag zur Abhaltung einer dreistündigen Vorlesung in Islamischer Archäologie und Kunstgeschichte in Heidelberg. 1949 habilitierte sich Otto-Dorn in Islamischer Archäologie und Kunstgeschichte in Heidelberg mit der 1957 publizierten Arbeit *Türkische Keramik*. Vom SS 1949 bis zum WS 1953/54 war sie als Privatdozentin für Islamische Kunstgeschichte am Kunsthistorischen Institut in Heidelberg tätig. Im August 1954 wurde Otto-Dorn in Heidelberg zur außerplanmäßigen Professorin ernannt. Da es in Heidelberg immer noch nicht gelungen war, einen Lehrstuhl für Islamische Kunstgeschichte einzurichten, kehrte Otto-Dorn in den 50er Jahren in die Türkei zurück,

wo sie von 1954 bis 1967 den Lehrstuhl für Islamische und Türkische Kunstgeschichte an der Universität Ankara inne hatte. Die geplante Rückkehr nach Heidelberg Ende der 60er Jahre scheiterte, da die schon seit Jahren geplante Einrichtung einer Professur für Islamische Kunstgeschichte immer noch nicht zustande gekommen war. Otto-Dorn nahm daher den Ruf der University of California in Los Angeles an und war dort von 1967 bis zu ihrer Emeritierung 1978 Lehrstuhlinhaberin für Islamische Kunst. Auch nach ihrer Emeritierung engagierte sich Otto-Dorn und hielt Gastvorträge über Islamische Kunstgeschichte an der Universität von Kalifornien in Berkeley und an der Universität in Wien. Ende der 80er Jahre kehrte Katharina Otto-Dorn nach Heidelberg zurück, wo sie am 4. April 1999 starb. Für ihre Verdienste um die Islamische Kunstgeschichte erhielt Katharina Otto-Dorn 1973 und 1981 zwei offizielle Ehrungen der Türkei.¹⁰⁰

Am 23. September 1926 wurde Roswitha Wisniewski in Stolp in Hinterpommern geboren. Im WS 1946/47 begann Wisniewski ihr Studium der Germanistik und des Latein an der Humboldt-Universität Berlin. 1948 wechselte sie an die Freie Universität Berlin. Nach ihrer Promotion zum Thema „Versuch einer Einordnung des St. Trudperter Hohen Liedes in die Theologie und Philosophie seiner Zeit“ war Wisniewski Assistentin am Germanistischen Institut der Freien Universität Berlin. 1960 habilitierte sich Wisniewski mit der Schrift *Altgermanisches Schrifttum: Die Darstellung des Nibelungenunterganges in der Thidrekssaga: Eine quellenkritische Untersuchung*. Im gleichen Jahr

99 Gierlichs, Joachim, Katharina Otto-Dorn (1908–1999), in: Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 152 (2002), S. 6.

100 Ebd., S. 9.



Abbildung 4: Roswitha Wisniewski

wurde sie außerplanmäßige Professorin an der Freien Universität Berlin. Zwei Jahre lang, bis 1967, leitete sie das Departement für Deutsche Sprache und Literatur an der Universität Kairo und war dort auch als Gastprofessorin tätig. Von 1967 bis 1994 war Wisniewski ordentliche Professorin für ältere deutsche Sprache und Literatur an

der Universität Heidelberg. Damit war sie die erste Frau, die von außen auf einen Lehrstuhl in Heidelberg berufen worden war.¹⁰¹

Neben ihrer Tätigkeit an der Universität engagierte sie sich politisch. Unter anderem war sie stellvertretende Landesvorsitzende der CDU-Frauenunion und Mitglied des Bundesvorstandes der Frauenunion. Von 1976 bis 1994 war sie überdies Mitglied des Deutschen Bundestages, seit 1983 als direkt gewählte Abgeordnete des Wahlkreises Mannheim II-Bergstraße. Besonders lagen ihr die Probleme der Vertriebenen, die Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts sowie die Hochschul- und Bildungspolitik am Herzen. Sie kümmerte sich besonders um die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses sowie um die Beseitigung der Unterrepräsentanz von Frauen im Hochschulbereich. So war sie bis 1992 die Vorsitzende des Hochschulausschusses des Deutschen Akademikerinnenbundes. Besonders setzte sie sich auch für die Pflege ostdeutscher Kultur ein. Wisniewski war Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat der „Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen“ sowie Mitglied und später Vizepräsidentin im Kuratorium „Stiftung Ostdeutscher Kulturrat“. Außerdem war sie seit 1994 Kuratorin für Literaturgeschichte der Gesellschaft für Pommersche Geschichte. Darüber hinaus war Wisniewski Vorsitzende der Deutsch-Ägyptischen Parlamentariergruppe sowie Präsidentin der Deutsch-Ägyptischen Gesellschaft Bonn-Kairo, deren Anliegen die Pflege der freundschaftlichen Beziehungen zu Ägypten bzw. der kulturelle und wissenschaftliche Austausch mit Ägypten ist. 1994 wurde Roswitha Wisniewski mit dem großen Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Nach einer kurzen Darstellung der Lebensläufe zweier bekannter Heidelberger Hochschullehrerinnen stellt sich die Frage, ob Katharina Otto-Dorn und Roswitha Wisniewski zwei typische Vertreterinnen der deutschen Hochschullehrerinnen in den 50er und 60er Jahren waren. Bezüglich

101 www.ostdeutsche-biographie.de

Abbildung 5: Roswitha Wisniewski als Abgeordnete im Deutschen Bundestag



der Fächerwahl kann man sagen, dass sowohl Otto-Dorn als auch Wisniewski mit Kunstgeschichte und Germanistik in den von Frauen in den 50er und 60er Jahren bevorzugten Fachbereichen Kulturwissenschaften und Philologie gelehrt haben. Anders als die Mehrheit der weiblichen Hochschullehrer zu dieser Zeit waren aber beide Frauen ordentliche Professorinnen und hatten einen Lehrstuhl inne. Allerdings darf nicht außer Acht gelassen werden, dass Katharina Otto-Dorn zwar lange auf die Schaffung eines Lehrstuhles für Islamische Kunstgeschichte in Heidelberg gehofft hatte, aber letztlich doch „nur“ im Ausland ein Ordinariat erhielt. Während Wisniewski bereits mit 35 Jahren, acht Jahre nach ihrer Promotion, habilitierte und mit 41 Jahren ordentliche Professorin war, liegen bei Otto-Dorn 16 Jahre zwischen Promotion und Habilitation. Hier kann man nun die Überlegung anstellen, ob Otto-Dorn möglicherweise eine Habilitation gar nicht in

Erwägung gezogen hatte und ohne die Notwendigkeit durch den Krieg in der Türkei geblieben wäre. Für Katharina Otto-Dorn kann festgehalten werden, dass ihre Hochschullaufbahn in gewisser Weise typisch für Hochschullehrerinnen der 50er und 60er Jahre war, da ihr eine Karriere in Deutschland nicht möglich war. Roswitha Wisniewski dagegen konnte, ähnlich wie Margot Becke,¹⁰² zügig und scheinbar mühelos an der Hochschule Karriere machen. Die Schwierigkeiten, mit denen Otto-Dorn sich im Gegensatz zu der 18 Jahre jüngeren Wisniewski auseinander setzen musste, zeigen die oben beschriebene Entwicklung an den deutschen Hochschulen, die Frauen in den 60er Jahren bessere Chancen als noch in den 50er Jahren geboten haben.

102 Chemikerin und Rektorin der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1966–68; siehe den folgenden Beitrag.



Abbildung 6: Margot Becke

Verena Türck

Im vergangenen Jahr hatten wir im Rahmen des Projektes *Die ersten Professorinnen der Universität Heidelberg* die Gelegenheit, Margot Becke, erste ordentliche Professorin der Universität Heidelberg, persönlich zu ihrer wissenschaftlichen Karriere zu befragen. Vorausgegangen war die Aufarbeitung der Personalakte Margot Beckes im Universitätsarchiv Heidelberg. Diese Recherche lieferte zwar biographische Rahmendaten, aber keinen Einblick in die Beweggründe und Motivationen und in mögliche Karriereschwierigkeiten. Das Interview bot so die Möglichkeit, ausgehend von der Personalakte offene und unklare Aspekte der Biographie Margot Beckes zu erfragen. Dieses Interview soll hier vollständig als Zeitdokument wiedergegeben werden. Umrahmt wird es von einer knappen biographischen Einleitung und einer Betrachtung zu Umgang und Verhältnis zu weiblichen Wissenschaftlern an den deutschen Universitäten zur Zeit von Margot Beckes beruflichen Aufstiegs.

Biographische Einleitung

Margot Becke, geb. Goehring, wird am 10. Juni 1914 in Allenstein/Ostpreußen geboren. Nach dem Erlangen der Reifeprüfung in Erfurt nimmt sie 1933 getreu dem Vermerk in ihrem Abiturzeugnis, *Frl. Goehring will Chemie studieren*, das Studium der Chemie in Halle/Saale auf.¹⁰³ Abgesehen von einem kurzen Aufenthalt in München im Sommersemester 1934 absolviert sie ihr ganzes Chemiestudium dort und erhält 1936 ihr Verbandszeugnis.¹⁰⁴ Bei PD Dr. Hellmuth Schramm arbeitet sie bis Ende des Jahres 1938 an ihrer Dissertation zum Thema *Die Kinetik der Dithionsäurespaltung* und bekommt ihre Promotionsurkunde am 27. Januar 1939 mit dem Gesamturteil sehr gut.¹⁰⁵ Auffällig bei der Durchsicht der Unterlagen zur Promotionsprüfung Margot Beckes ist, dass die Formulare eine Frau

als Prüfling gar nicht vorsahen, so steht auf dem Protokoll der Promotionsprüfung *Am heutigen Tage unterzog sich Herr Margot Becke bei der hiesigen Naturwissenschaftlichen Fakultät der Prüfung für die Promotion.*¹⁰⁶

Schon während ihrer Promotion wird Margot Becke als außerplanmäßige Assistentin am Chemischen Institut der Universität Halle angestellt.¹⁰⁷ Bald zeichnet sich ab, dass sie sich für eine weitere Laufbahn in der Wissenschaft begeistert, so bleibt sie in Halle und habilitiert am 25. Januar 1944 *Über die Sulfoxylsäure*; die öffentliche Lehrprobe zum Thema *Das Gesetz von den konstanten Proportionen und die Grenzen seiner Gültigkeit* schließt das Habilitationsverfahren ab.¹⁰⁸ Direkt nach der Habilitation bemüht sie

103 Ihr Vater war Albert Goehring, tätig als Militärintendantursekretär, ihre Mutter Martha Goehring geb. Schramm. UA Halle, Rep 31P Bd 24, Lebenslauf; UA Halle, Rep 31P Bd 24, Reifezeugnis. Zu Beckes Kindheit s. auch ihre eigenen Lebenserinnerungen: Becke-Goehring, Margot, Rückblicke auf vergangene Tage, Privatdruck in limitierter Aufl. Heidelberg 1983, S. 11–19.

104 UA Halle, Rep 31P Bd 24, „Verzeichnis der von der stud. phil. II. Margot Goehring während ihrer Studienzeit an der Universität Halle/Saale und München belegten Vorlesungen und Übungen“. UA Halle, Rep 31P Bd 24, Lebenslauf.

105 UA Halle, Rep 31P Bd 24, Promotionsurkunde von Margot Becke vom 27. Januar 1939.

106 Kursiv = handschriftlicher Eintrag in das vorgedruckte Formular; UA Halle, Rep 31P Bd 24, Protokoll der mündlichen Promotionsprüfung von Margot Becke vom 21. Dezember 1938.

107 UA Halle, Rep 31P Bd 24, Lebenslauf.

108 UA Halle, PA 6729, Blatt 00005, Gutachten der Habilitationsschrift Beckes; UA Halle, PA 6729, Blatt 00001, Habilitationsurkunde von Becke vom 25. Januar 1944; UA Halle, PA 6729, Blatt 00002, Einladung zur öffentlichen Lehrprobe am 21. Februar 1944; UA Halle, PA 6729, Blatt 00004, Bericht über die öffentliche Lehrprobe Beckes vom 29.02.1944.

sich um eine Dozentur für Chemie, ab dem 21. April 1944 hat sie eine Lehrerlaubnis in Halle.¹⁰⁹

Mit dem Kriegsende 1945 ändert sich die Situation in Halle grundlegend, woraufhin Margot Becke Halle verlässt und nach Heidelberg übersiedelte. Hier bemüht sie sich sofort um eine Stelle am Chemischen Institut der Universität Heidelberg. Im Jahr 1947 wird sie auf die Universität Heidelberg umhabilitiert und zur wissenschaftlichen Assistentin ernannt.¹¹⁰ Bereits 1947 erhält sie einen Ruf an die Universität Halle auf einen Lehrstuhl für anorganische Chemie.¹¹¹ Die Universität Heidelberg versucht sie daraufhin zum außerplanmäßigen Ordinarius zu ernennen, denn *Fräulein Becke verfügt in so hohem Masse über die – üblicherweise nur männlichen – Qualitäten selbständig-kritischer Wissenschaftlichkeit, dass sie [...] für die Bekleidung eines Ordinariates durchaus in Frage käme.*¹¹² Die Bemühungen der Universität, die umworbene Chemikerin in Heidelberg zu halten, sind erfolgreich und münden im Dezember 1947 in die Ernennung zur planmäßigen außerordentlichen Professorin für analytische Chemie.¹¹³ Die folgenden Jahre sind gekennzeichnet von einem beständigen Engagement von Seiten der Fakultät und der Universität, Margot Becke in Heidelberg zu halten. Schwierig sind hierbei anscheinend vor allem die Lehrstuhlsituation in Heidelberg und die Hemmungen, eine universitätsinterne Kandidatin auf den ersten freien Lehrstuhl zu berufen. Durch einen Ruf Beckes nach Berlin als Ordinaria und Direktorin der dortigen Chemie wird die Universität Heidelberg weiter unter Druck gesetzt und erreicht schließlich 1959 beim Kultusministerium Baden-Württemberg ein persönliches Ordinariat für sie, 1963 wird dieses persönliche Ordinariat in eine ordentliche Professur umgewandelt.¹¹⁴ Damit hat Margot Becke als erste Frau an der Ruperto Carola einen Lehrstuhl inne.

Parallel zur langsamen Aufstieg Margot Beckes bis zur ordentlichen Professorin läuft ihre steile wissenschaftliche Karriere: Sie ist in diesen Jahren oft bei internationalen Tagungen unter anderem in London, Stockholm und Upp-

109 UA Halle, PA 6729, Blatt 00003, Brief Beckes an den Dekan der Naturwissenschaftlichen Fakultät vom 26.1.1944, Bitte um Dozentur für Chemie; UA Halle, PA 6729, Blatt 00003, Brief vom 21. 4.1944 Erlaubnis zur Lehrbefugnis für das Fach Chemie.

110 Als habilitierter Wissenschaftler muss man an der Universität, die das Habilitationsverfahren angenommen hat, lehren, um die Lehrberechtigung (*venia legendi*) aufrecht zu erhalten; will man dauerhaft stattdessen an einer anderen Universität lehren, kann man sich umhabilitieren lassen. UA Heidelberg, PA 7512, Brief vom 19.12.1945 vom Chemischen Institut Heidelberg an das Rektorat mit Antrag, Becke einstellen zu dürfen; UA Heidelberg, PA 7512, Brief vom 28.3.1947 vom Präsident des Landesbezirks Baden der Abteilung Kultus und Unterricht an den Rektor der Universität Heidelberg mit Genehmigung der Umhabilitierung Beckes; UA Heidelberg, PA 7512, Brief vom 6.6.1947 vom Präsident des Landesbezirks Baden der Abteilung Kultus und Unterricht an den Rektor mit Ernennung Beckes zur wissenschaftlichen Assistentin.

111 UA Heidelberg, PA 7512, Brief vom 26.8.1947 vom Dekan der Naturwissenschaftlich-Mathematischen Fakultät an das Rektorat.

112 UA Heidelberg, PA 7512, Brief vom 10.9.1947 vom Dekan der Naturwissenschaftlich-Mathematischen Fakultät an den Präsident des Landesbezirks Baden Abteilung Kultus und Unterricht.

113 Als *außerordentliche Professoren* werden im älteren Sprachgebrauch Professuren ohne Ausstattung (d.h. ohne Mitarbeiterstellen und Zusatzmittel) bezeichnet. UA Heidelberg, PA 7512, Brief vom 13.11.1947 vom Präsident des Landesbezirks Baden der Abteilung Kultus und Unterricht an den Rektor mit Ernennung zur außerordentlichen Professorin.

114 Ein *ordentlicher Professor* oder *Ordinarius* ist Inhaber eines Lehrstuhls im Beamtenverhältnis mit Ausstattung (Mitarbeiterstellen und Zusatzmittel), damit war bis 1976 das Recht verbunden, nach dem Erreichen des Rentenalters als *Emeritus* an der Universität weiter zu wirken. UA Heidelberg, PA 7512, Brief vom 21.2.1959 vom Dekan der Naturwissenschaftlich-Mathematischen-Fakultät an das Kultusministerium Baden-Württemberg mit Bitte Becke Rechte und Titel eines persönlichen Ordinarius zu verleihen; UA Heidelberg, PA 7512, Brief vom 8.4.1959 vom Kultusministerium Baden-Württemberg mit der Verleihung der

sala, auf mehreren Vortragsreihen in den USA und erhält 1961 den Alfred-Stock-Gedächtnispreis der Gesellschaft der Deutschen Chemiker in Aachen für ihre Verdienste in der Chemie.¹¹⁵

Als Margot Becke 1966 vom Senat der Universität Heidelberg zur Rektorin für das Amtsjahr 1966/67 gewählt wird, ist sie damit die erste Frau in der damaligen BRD, die einer Hochschule vorsteht. In der Öffentlichkeit wird diese Tatsache als große Sensation gefeiert.¹¹⁶ So entsteht beispielsweise gleich nach der Bekanntgabe der Wahl in den Zeitungen eine Diskussion, ob ein weiblicher Rektor nun mit *Magnifica* statt *Magnifizenz* angesprochen werden sollte, diese wird von der Universität jedoch schnell beendet, es bleibt bei *Magnifizenz*.¹¹⁷ Grund für die Wahl Margot Beckes ist wohl unter anderem ihr langjähriges Engagement in der universitären Selbstverwaltung vor allem in der Etatkommission und als Leiterin der Stipendienkommission der Universität.¹¹⁸ Ihr Rektorat, das 1967 um ein weiteres Amtsjahr bis 1969 verlängert wird, ist vor allem durch die Studentenproteste geprägt.

Wohl enttäuscht über die Zerstörung des universitären Miteinanders durch die 68er Bewegung und vor allem durch die Umstrukturierungen an den Universitäten in Baden-Württemberg legt Margot Becke 1969 ihre Professur nieder und geht als Direktorin an das Gmelin-Institut für Anorganische Chemie und Grenzgebiete in Frankfurt am Main.¹¹⁹ In einer schwierigen Phase des Gmelin-Instituts, dessen Hauptaufgabe in der Herausgabe von *Gmelins Handbuch der anorganischen Chemie* besteht, gelingt es ihr bis zu ihrem Eintritt in den Ruhestand 1979, das Institut finanziell und inhaltlich auf eine neue Grundlage zu stellen.¹²⁰ Während dieser Zeit bleibt sie der Universität durch ein persönliches Ordinariat weiter verbunden. Bis heute nimmt Margot Becke regen Anteil am universitären Geschehen und steht mit vielen Weggefährten und Schülern noch immer in wissenschaftlichem Austausch.

Rechte eines persönlichen Ordinarius an Becke; UA Heidelberg, PA 7512, Brief vom 08.04.1963 vom Kultusministerium Baden-Württemberg an Becke mit Ernennung Beckes zur ordentlichen Professorin.

115 UA Heidelberg, PA 7512, Zeitungsartikel im Heidelberger Tagblatt vom 21.9.1961.

116 UA Heidelberg, PA 7512, Zeitungsartikel Rhein-Neckar-Zeitung vom 21.2.1966; Zeitungsartikel Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 23.2.1966.

117 UA Heidelberg, PA 7512, Zeitungsartikel Rhein-Neckar-Zeitung vom 24.2.1966.

118 UA Heidelberg, PA 7512, Brief vom 21.2.1959 vom Dekan der Naturwissenschaftlich-Mathematischen Fakultät an das Kultusministerium Baden-Württemberg mit Bitte, Becke Titel und Rechte eines persönlichen Ordinarius zu verleihen.

119 UA Heidelberg, PA 7512, Brief vom 7.1.1969; zum 28.2.1969 schied Becke aus dem Beamtenverhältnis mit der Universität Heidelberg aus; UA Heidelberg, PA 7512, Kassenanweisung vom 1.4.1969 über Ausscheiden Beckes.

120 Das Gmelin-Institut gehörte zur Max-Planck-Gesellschaft und wurde 1997 aufgelöst. Becke, Rückblicke auf vergangene Tage, S. 118–133.

Interview vom 15.06.2007, Scheffelstr. 4 in Heidelberg, das Interview führten Christina Brecht-Benze (SWR), Susan Richter und Verena Türck (beide Historisches Seminar Heidelberg).¹²¹

Frage: Zunächst interessiert es uns vor allem, wann und wie Sie auf die Idee gekommen sind bzw. sich entschieden haben, die wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen. Gerade in den 1930er und 1940er Jahren, als Sie an der Universität angefangen haben, war es ja nicht gerade eine übliche Entscheidung für Frauen, an der Universität zu bleiben.

Margot Becke: Ganz sicher war das keine übliche Entscheidung, ich war eine ziemliche Seltenheit an den chemischen Instituten sowohl in Halle wie in München, wo ich studiert habe, und die wissenschaftliche Entscheidung habe ich getroffen nach der Promotion. Ich hatte da zwar zwei ganz gute Angebote aus der Industrie, aber ich habe dann das andere doch vorgezogen. Das war ja schon allerdings gegen Ende des Krieges.

Frage: Stieß diese Entscheidung auf Widerspruch oder Erstaunen in Ihrer Umgebung?

Margot Becke: Ach nein, ich wurde dazu ermuntert von meinen Chefs.

Frage: Sie sind ja auch die erste Rektorin in Deutschland an einer Universität gewesen, von 1966 bis 1968 in Heidelberg. War das eine Sensation, dass eine Frau Rektor oder Rektorin wurde und wie haben die Männer dazu gestanden?

Margot Becke: Naja, die haben mich ja gewählt. Der große Senat bestand nur aus Männern und einer Frau und ich wurde demokratisch gewählt. Es war eine riesen Sensation in den Gazetten. Im übrigen meint die Frau Dürr, die an der Universität Heidelberg tätig ist, ich sei gar nicht die erste gewesen, sondern ein paar Tage vorher sei in der DDR, ich glaube in Dresden, ich weiß es aber nicht, aber ich kenne diese Story nicht.¹²² Ich wurde hier gefeiert und durch die Gazetten gezogen,

wie gesagt, als erste. Und die Männer, wie gesagt, die haben mich gewählt. Der Senat, der den Rektor wählt, bestand aus 43 Professoren, nur Professoren, und davon waren für mich 42 Ja-Stimmen und eine Unentschiedene. Die Unentschiedene, woher die kam, können Sie sich ja denken.

Frage: Die waren Sie selbst?!

Margot Becke: Ja natürlich.

Frage: Als Sie dann Rektorin waren, haben Sie versucht, in Ihrem Rektorat gezielt Frauen in den Naturwissenschaften oder generell an der Universität zu fördern?

Margot Becke: Nein, also das Problem der Geschlechter war für mich keins und ich finde, es gehört auch nicht in die Wissenschaft. Wenn einer gut ist, muss er gefördert werden, wenn einer nicht gut ist, soll er nicht gefördert werden, ob weiblich oder männlich, darauf ... Aber ich rede als Naturwissenschaftler, natürlich.

Frage: Glauben Sie, dass da ein Unterschied zu den Geisteswissenschaften besteht?

Margot Becke: Ich weiß nicht. Die Geisteswissenschaftler waren damals manchmal ein bisschen altmodisch. Aber wohlgemerkt, ich habe unter solcher sogenannten Altmodischkeit nicht zu leiden gehabt. Die Männer waren immer furchtbar nett. Respektvoll, die jüngeren, meine Schüler, fast alles Männer, ich glaube, ich habe zwei Doktorandinnen gehabt, oder drei – drei, aber über sechzig Männer.

¹²¹ Das Interview wurde zur besseren Lesbarkeit geringfügig sprachlich bereinigt.

¹²² In der DDR war von 1965 bis 1968 Lieselott Herforth Rektorin der Technischen Universität Dresden. Herforth (geboren 1916, lebt in Dresden) habilitierte sich 1953 an der Universität Leipzig im Fach Physik, ab 1957 war sie Professorin zunächst in Leuna-Merseburg und dann in Leipzig, ab 1962 mit eigenem Lehrstuhl; 175 Jahre TU Dresden, Bd. 3: Die Professoren der TU Dresden 1828-2003, hg. von Dorit Petschel, Köln/Weimar/Wien 2003, S. 7, 357.



Abbildung 7: Margot Becke im Bunsen-Laborsaal der Universität Heidelberg in der Akademiestraße bei der Lehre der anorganischen Chemie

Frage: Aber das scheint mir doch auffällig zu sein, drei Doktorandinnen – Was glauben Sie, an was das gelegen hat?

Margot Becke: Naja, also, öh, vielleicht zogen die einen männlichen Chef vor?

Kommentar: Das glaube ich nicht, nicht bei Ihnen. (Becke lacht.)

Margot Becke: Ich hatte natürlich auch den großen Ansturm der gerade aus dem Krieg Gekommenen und die hatten vielleicht sogar lieber ein bisschen Respekt vor einer Frau.

Frage: Am Ende Ihrer Rektorinnenzeit begann ja dann die 68er Bewegung, wie haben Sie das an der Universität erlebt?

Margot Becke: Die 67er.¹²³ Schlecht. Die befanden sich auch in einem Zwiespalt, denn ich war ja eigentlich für Heidelberg doch ein Symbol des Fortschritts, an anderen Universitäten hatte man das nicht, dass man einen Rektor hatte.¹²⁴ Und nun dieses Symbol des Fortschritts zu bekämpfen, aber aus prinzipiellen Gründen, die die einzelnen ja auch gar nicht so genau kannten, der eine ging mehr in der ganz linken Richtung, die anderen wollten den Muff aus den Talaren herausblasen und fanden, an der Universität sei zu wenig Freiheit und zu viel Hierarchie. Ich habe ja die deutsche Universität als sehr offen erlebt, und habe in dieser Hinsicht auch gar keine Rücksicht aufs Geschlecht gespürt. Es gab aber natürlich auch Schwierigkeiten, es gab ja auch unter den Männern Schwierigkeiten, Karriereschwierigkeiten, und vielleicht hatte man es als Frau sogar etwas leichter. Denn ein bisschen Respekt vor der Frau saß ja gerade in den älteren Herren noch drin. Und meine Schüler, auch wenn sie längst Direktoren und zum Teil pensionierte Direktoren in der chemischen Industrie sind, denen kann ich schwer abgewöhnen, dass sie zu mir Frau Professor sagen. (Becke lacht)

¹²³ Die 68er-Bewegung erreichte bereits 1967 erste Höhepunkte mit dem Schah-Besuch und vor allem mit dem Tod Benno Ohnesorgs, die zur Eskalation und Radikalisierung des Protests führten.

¹²⁴ Margot Becke bezeichnet sich selbst immer mit der männlichen Form Rektor.

Frage: Aber haben Sie denn den Widerstand der 68er auch direkt gegen sich gefühlt? Sie sagten eben so „ich war ein Symbol des Fortschrittes“, Sie waren die Universität als Rektorin.

Margot Becke: Ich habe natürlich die Universität zu vertreten gehabt und ich habe auch solche Inschriften gelesen, sogar hier unten an der Mauer, „Bringt die Becke um die Ecke“. Das sieht man nicht gern. Insbesondere wenn man sich vorher für diese Herren, die das dann dran geschrieben haben, eingesetzt hat. Ich habe lange die Stipendienkommission geleitet, ich bin einer der Miterfinder dessen, was man heute Bafög nennt und damals Honnefer-Modell hieß, und wie kommen die dazu, „Bringt die Becke um die Ecke“ zu schreiben. Ja, und ich habe auch erlebt, wie dann Leute, wie der Herr Mahler, dem ich dann verboten habe, in der Universität zu sprechen, gekommen sind und gehetzt haben. Herr Mahler, der später Anwalt der NPD war, wohlgermerkt.¹²⁵ Und sie haben nicht viel Respekt gehabt. Und ich konnte leider sehen, wie das Vertrauen zwischen Professoren und Studenten gestört wurde und nie wieder so eng aufgebaut worden ist wie zwischen uns und [...], meine ältesten Schüler sind gerade zwei Jahre jünger als ich, leider zum Teil auch schon gestorben, also, und wir haben völlig kollegial miteinander geredet. Nun aber, das ist auch ein bisschen eine Frage der Wissenschaften, es ist überall ein bisschen anders.

Frage: Also Sie hätten sich lieber einen Dialog mit den Studierenden, die mit vielen Dingen nicht einverstanden waren, gewünscht, als so eine Form von Widerstand?

Margot Becke: Wir haben diesen Dialog auch geführt, wir haben ihn auch in der Rektorenkonferenz geführt, aber die kamen in solche Gespräche mit einer Fahne über Ho Chi Minh¹²⁶ und Sprüchen Ho Chi Minhs, und man kann ja schlecht einsehen, was die Verhältnisse an der Universität Heidelberg mit Ho Chi Minh zu tun haben, sie hatten nichts damit zu tun. Es war ein bewusster

Störeffekt und das bewusste Auftreten, diesen Staat anzugreifen, das konnte ich nicht nachempfinden und auch nicht billigen.

Frage: Die Formen des Widerstandes, wie haben Sie die empfunden?

Margot Becke: Ja also, ich mag sowieso nicht dieses Gerede über Nichts in hochgeschwollenen Tönen, das habe ich schon als Studentin ganz jung nicht erlebt und ich mag nicht Aufzüge, auch jetzt nicht wieder, was man ja erlebt, ich höre dann immer noch oder habe noch so im Ohr „Die Straße frei den braunen Divisionen, die Straße frei dem Sturmabteilungsmann“. Ja und was haben wir davon gehabt? Ein furchtbares Elend.¹²⁷ Und das Mitlaufen in einer Demonstration hat mir nie gelegen. Ich kann zwar verstehen, dass wenn man in junge Leute hinein singt, das sei nun ein Event und wunderbar und so, dass sie dann nachlaufen, aber ich finde es ein bisschen dumm. Und Dummheit ist sowieso eine ganz schlimme Krankheit, vielleicht die schlimmste. Dagegen ist die Wissenschaft eine der schönsten Dinge.

Frage: Nehmen Sie heute noch bewusst und aktiv an der Hochschulpolitik teil, interessieren Sie sich noch, ärgern Sie sich manchmal über etwas oder freuen Sie sich über anderes?

Margot Becke: Ja sicher. Ich interessiere mich, ich habe ja auch viele Freunde, die da noch damit zu kämpfen haben, dass sie durch die Bürokratie [...] Die Bürokratie

125 Horst Mahler (*1936), Jurist (Berufsverbot seit 2004), Mitglied im Sozialistischen Deutschen Studentenbund, 1970 Gründungsmitglied der Rote Armee Fraktion, von 2000 bis 2003 Mitglied der NPD und deren Anwalt beim NPD-Verbotsverfahren, seit 2004 mehrmals wegen Volksverhetzung und Holocaustleugnung angeklagt und zu Haftstrafen verurteilt.

126 Ho Chi Minh (1890–1969), vietnamesischer Revolutionär und Staatsmann.

127 Becke hat während der Zeit des Dritten Reiches in Halle studiert, war aber kein Parteimitglied. Hier spielt sie auf die Aufmärsche der NSDAP an.

ist der wahre Gewinner dieser 68er-Bewegung, nichts anderes. Es haben nicht die Studenten gewonnen oder bestimmte Professorenschichten, es hat die Bürokratie gewonnen. Und das ist meines Erachtens etwas ganz schlechtes. Und auch wie heute ein Rektor gewählt wird, das ist nichts Demokratisches mehr. Das wird bestimmt durch den Universitätsrat, der besetzt ist durch Leute aus der Industrie, und das ist schlecht. Auf die soll man zwar hören und mit denen soll man auch reden, mit denen soll man auch zusammenarbeiten, was damals übrigens sehr verpönt war, ich habe es aber auch getan, ohne Geld in die eigene Tasche zu stecken natürlich, das ist auch wichtig, aber in der Hierarchie einer Universität hat die Industrie nichts zu suchen. Das sollen die Wissenschaftler machen. Und auch die Verwaltung kann ihre Bedenken zum Ausdruck bringen, zu suchen hat die dabei nichts. Ebenso wie ich finde, der Student hat nichts zu suchen beim Berufungsverfahren. Die Berufungsverfahren gehören in die Hände der wirklich Fachkundigen, die sich möglichst bewährt haben. Durchaus Auswärtige, nicht nur die Eigenen, so dass keine Insider-Politik betrieben werden kann, aber dass da noch eine Studentin oder Student herumsitzt, das finde ich nicht gut.

Kommentar: Aber die Studentenschaft möchte schließlich auch in den Berufungsverfahren repräsentiert werden.

Margot Becke: Ja, ich finde unbedingt, der junge Dozent und auch der Assistent, habe ich übrigens damals gleich eingeführt, dass die in den kleineren Senat mit – obgleich dies nicht so vorgesehen war – mit hineinkamen.¹²⁸ Aber ein Student soll nicht seinen eigenen Chef wählen. Kann er doch, wenn er promoviert, und soll er. Und dann wird sicher die Person beschäftigt, und darüber bestimmt, ob einer, der sich mit der Struktur des Diamanten beschäftigt hat, das ist doch Quatsch. Man muss doch Leute haben, die zumindest auf dem Gesamtgebiet eine Kompetenz haben. Und

das hat man eben nicht, das habe ich auch nicht gehabt als Student, warum sollten es die heute haben, die haben es auch nicht.

Kommentar: Es klang so, als ob es eine Zwangsläufigkeit gewesen wäre, dass Sie Rektorin werden mussten, haben Sie das so erlebt, dass Sie das einfach verdient haben?

Margot Becke: Meine Fakultät hat mich vorgeschlagen und dann haben die anderen Fakultäten das besprochen und offenbar haben die gefunden, ja die macht den Mund auf an der richtigen Stelle und was sie sagt ist auch nicht ganz albern, so muss es doch gewesen sein. Was ich dabei empfunden habe, war eine gewisse Überraschung und zweitens war ich eigentlich auch ganz stolz, dass die Kollegen soviel Vertrauen in mich hatten.

Frage: Und Sie hatten es ja auch ganz einfach verdient?

Margot Becke: Über den Verdienst habe ich nicht nachgedacht. Aber wie gesagt es war schön, dass die fanden, das würde ich vielleicht ganz gut machen. Und ich hatte auch sehr viele Freunde, ich habe mich wie gesagt eigentlich nie gegen die ..., ich fand die Männer eigentlich alle ganz nett, ... immer. (Becke lacht)

Kommentar: Das finde ich eine tolle Aussage, Sie haben die Männer nie als Kampfobjekt erlebt, sondern Sie haben ...

Margot Becke: Nein, ich meine einige gab es immer, die einen nicht mochten, aber die mochten auch andere Kollegen nicht. Ich habe das nicht als einen spezifischen Kampf gegen die Frau empfunden. Ich habe aber immer eins empfunden, dass die Herren immer voller Respekt und anständig waren, bis auf einige dieser doch recht dummen und recht in der falschen Richtung programmierten Studenten der übrigen 67er.

¹²⁸ Seit 1967 waren Assistenten- und Studentenvertreter zu Senats- und Fakultätssitzungen zugelassen, Wolgast, Eike, Die Universität Heidelberg 1386–1986, Berlin u.a. 1986, S. 180.

Frage: Diese 67er, deren Aktionen haben Sie auch als persönlichen Angriff erlebt.

Margot Becke: Ja natürlich. Aber dann standen immer, wenn irgendeine so komische Versammlung war, dann bin ich hingegangen, und dann standen immer plötzlich eine ganze Reihe von meinen eigenen Kerlen aus dem chemischen Institut da. Die standen dann mit verschränkten Armen und etwas böse guckend. Und das war eigentlich auch mein Bedenken, ich erinnere mich da an eine Versammlung im Universitätsinnenhof und plötzlich standen meine Kerle vor mir. Und die, wenn die mich angegriffen hätten, ich konnte das aber durch einige Worte beseitigen, wenn die mich angegriffen hätten, dann hätten die zu den Fäusten gegriffen wie die anderen auch, und das fürchtete ich natürlich. Denn das wollte ich keinesfalls.

Frage: Sie haben freiwillig das Rektorenamt und auch das Universitätsamt als Professorin aufgegeben?

Margot Becke: Das Rektorenamt nicht, meine Zeit war abgelaufen und ich hatte gerade noch Gelegenheit den neugewählten Rektor, das war der Kollege Baldinger, Romanist, der jetzt gestorben ist vor wenigen Tagen,¹²⁸ diese Kette umzulegen und ihm den Eid auf lateinisch abzunehmen. Musste ich erst auswendig lernen – gut, ging aber auch. (Becke lacht)

Frage: Aber als Professorin, sind Sie da freiwillig ausgeschieden?

Margot Becke: Ja sicher. Ich bekam, als diese Grundordnungsversammlung war,¹³⁰ da sah ich, dass eine Grundordnung beschlossen wurde, die für mein Gefühl, was auch richtig war, sogar Herr von Weizsäcker hat das damals bestätigt in einer Rede hier in Heidelberg, ... wir konnten nicht, und zwar die ganze Naturwissenschaftliche Fakultät, dieser Grundordnung zustimmen. Ich war kein gewähltes Mitglied, sondern ein gebornes Mitglied als Prorektor damals schon, also als Nachfolger von Herrn Baldinger, musste also da teilnehmen an der Sitzung. Wir haben alle dagegen gestimmt und ich habe mein Amt als Prorektor niedergelegt, da ich dieses nicht mittrage.

129 Kurt Baldinger war Ordinarius für romanische Philologie und in der Amtszeit 1968/69 Rektor der Universität Heidelberg, er verstarb 2007.

130 Die Neuordnung der Universität war in ihren Grundzügen durch das Hochschulgesetz Baden-Württemberg von 1968 festgelegt und mündete 1969 in der viel diskutierten Grundordnung für die Universität Heidelberg.

Die wissenschaftliche Karriere Margot Beckes ist ohne Zweifel ein beeindruckendes und positives Beispiel für die Etablierung von Frauen im Wissenschaftsbetrieb. In ihrer Zeit war sie jedoch eine der wenigen Frauen, die eine solche Karriere anstrebten und meisterten. Im Jahr 1962, also ein Jahr vor Margot Beckes Ernennung zur ordentlichen Professorin, betrug der Anteil der weiblichen Hochschullehrer in der Bundesrepublik am Gesamtlehrkörper 6 %, an den Habilitierten 2,2 % und bei den Ordinarien nur noch 0,2 %.¹³¹ Worin die Gründe hierfür lagen, fragten sich auch schon die Zeitgenossen, so wurde in Umfragen unter Professoren und Professorinnen der 1950er und 1960er Jahre nach Gründen für die Seltenheit des weiblichen Hochschullehrers gefragt. Diese Umfragen geben Einblicke in die Geisteshaltung der Lehrenden gegenüber weiblichen Wissenschaftlern. Sie sollen daher hier vorgestellt werden, um ein Bild von der Situation der Frauen an den Universitäten insgesamt zur Zeit Margot Beckes Aufstieg zur Professorin zu erhalten.

Franz Anger publizierte 1960 die Ergebnisse seiner groß angelegten Studie zu den Problemen der deutschen Universität.¹³² Grundlage für diese repräsentative Erhebung, die zwischen dem WS 1953/54 und WS 1954/55 durchgeführt wurde, bildeten Intensivbefragungen mit Hilfe eines festgelegten Fragebogens von 138 Professoren und Dozenten der Universitäten Bonn, Frankfurt, Heidelberg und Kiel. Diese 138 Befragten stellten 14 % des damaligen Lehrpersonals an westdeutschen Universitäten dar. In unserem Zusammenhang ist vor allem der Themenkomplex *Universität und Frau* der Studie von Interesse.

Eine kurze Kostprobe aus der Studie von Anger zur Frage „*Worauf ist es Ihrer Meinung nach zurückzuführen, dass es relativ wenig weibliche Hochschullehrer gibt?*“¹³³ sei hier gegeben:

Weil Frauen nicht denken können. Oder schreiben Sie besser: weil das abstrakte Denken der Frau nicht so zu eigen ist, und weil die Ausbildung erwachsener Männer ihr nicht liegt.

Ich sage es sehr knapp und klar. Der Frau liegt das Auftreten auf dem Katheder nicht. Das ist ein sekundäres Geschlechtsmerkmal. Sie kann nicht öffentlich auf dem Katheder stehen.

Weil zu einem Hochschullehrer die ganze Fülle einer männlichen Begabung gehört. Die Frau wird durch den langen Weg bis zum Ordinariat ihres weiblichen Wesens beraubt und physisch zerrieben. Die kluge Frau exponiert sich nicht so.

Qualitätsfrage. Geistigkeit ist ein Privileg der Männer. Wenn eine Frau Geistigkeit in gleichem Ausmaße besitzt, dann fehlt ihr etwas anderes. Sie ist dann keine Frau mehr.

Die Frau basiert zu sehr auf dem Gefühlsleben. Dies ist auf der Universität aber völlig ausgemerzt. Deshalb gibt es dort auch keinen Platz für Frauen.

Wir Theologen leben von den Frauen. Sie gehen in die Kirche: als Gottes schlechteste Geschöpfe. Die Frauen sind keine Forscher: das ist für sie der falscheste Weg. Die Universität

131 Brentano, Margherita von, Die Situation der Frau und das Bild „Der Frau“ an der Universität, in: Universität und Universalität. Universitätstage 1963, hg. von der Freien Universität Berlin, Berlin 1963, S. 73–93, hier S. 74. Die Daten für die Freie Universität in Berlin waren etwas besser, hier betrug der Frauenanteil an den Dozenten insgesamt 9,6 %, an den Habilitierten 4,9% und an den Ordinarien 1,3 %.

132 Anger, Hans, Probleme der deutschen Universität. Bericht über eine Umfrage unter Professoren und Dozenten, Tübingen 1960.

133 Ebd., S. 479.

*ist Männersache. Die geistig arbeitende Frau verfehlt die schöpferische Absicht. [...] Und schauen Sie mal: die besten Professoren nehmen zu Ehefrauen nur Nichtakademikerinnen. Blaustrümpfe sind nicht gefragt.*¹³⁴

Die befragten Professoren antworteten immer wieder mit den gleichen Argumenten: dem nicht vorhandenen abstrakten Denkvermögen der Frau, der durch die Natur bedingten körperlichen Unterlegenheit der Frau und damit verbunden der Unfähigkeit zu zielstrebigem und autoritärem Handeln. Das Wesen der Frau oder das, was die Befragten unter Weiblichkeit verstehen, stehe demnach konträr zu einer Karriere in der Wissenschaft. Dies bedeutet, dass die befragten Professoren gar nicht auf die Frage nach der Seltenheit von Professorinnen und die Gründe hierfür eingingen, sondern sie erklärten die Unmöglichkeit des weiblichen Hochschullehrers an sich.¹³⁵

Die genannten Zitate spiegeln keineswegs eine Minderheit wider, vielmehr antworteten auf die von Anger gestellt Frage nach den weiblichen Hochschullehrern 39 % grundsätzlich ablehnend und 40 % bedingt negativ.¹³⁶

Nur 2 % aller Befragten äußerten sich uneingeschränkt positiv, hier seien die drei positivsten Antworten der Umfrage zitiert:

Auf die Sturheit der männlichen Hochschullehrer zurückzuführen. Das ist überhaupt in Deutschland so im Vergleich zu anderen Ländern. Das ist zweifellos eine Schwäche. Ein Riesenkapital, das nicht verwendet wird. Vielleicht ein Minderwertigkeitskomplex des Mannes. Es bestehen sehr starke Vorurteile dagegen.

Aus der vollkommen ungerechtfertigten Abneigung unserer Führungsschicht gegen weibliche Berufstätigkeit überhaupt zu erklären, insbesondere in den Berufen, die als sehr qualifiziert gelten.

*Auf die Sturheit der Herren Dozenten. Ich kenne die Gründe nicht, warum die XY sich nicht schon längst habilitiert hat. Man macht ihr keine Offerten. Die müssen aber gemacht werden, sonst kann man gleich einpacken [...]*¹³⁷

Diese drei Aussagen legen deutlich den Finger in die eigentliche wunde Stelle: Frauen hatten es auch noch in den 1950er Jahren in der von Männern dominierten Universitätslandschaft sehr schwer, sich zu etablieren. Dies jedoch nicht auf Grund von Unfähigkeit oder Unterlegenheit der Frauen, sondern weil die männlichen Professoren ein überkommenes Frauenbild hatten. Die vorgestellten Ergebnisse zur Einschätzung der Leistung und geistigen Fähigkeit von Frauen decken sich mit den Ergebnissen in der Umfrage zu den weiblichen Studentinnen, auch diesen werden von der Mehrheit der Befragten gleiche geistige Fähigkeiten wie den Männern unter Berufung auf das weibliche Wesen an sich abgesprochen. Und dies, obwohl die meisten Befragten paradoxerweise zunächst zugeben, dass Frauen die fleißigeren und besseren Studentinnen seien. Bei den Fragen zu den Studentinnen tritt daneben noch häufig das Argument auf, dass Frauen ja sowieso kein Studium bräuchten, da sie zum Heiraten und Kinder Bekommen bestimmt seien.¹³⁸

Genauso aufschlussreich wie die Befragung der männlichen Professoren ist diejenige der weiblichen. In der Stichprobe zu Angers Umfrage waren insgesamt drei Hochschullehrerinnen enthalten, deren Antworten seien hier vollständig wiedergegeben:¹³⁹

Weiß ich nicht. (Interviewer blickt Befragte erwartungsvoll an.) Weiß ich wirklich nicht, da kann ich Ihnen nichts sagen. (Interviewer: Wir hätten wirklich gerade von Ihnen als Frau gern etwas zu dieser Frage erfahren.) Werden Sie aber nicht!

134 Anger, Probleme der deutschen Universität, S. 480–482. 135 Ebd., S. 481 f.

136 Die restlichen Prozent teilen sich wie folgt auf: 9 % bedingt positiv, 10 % unklar. Vgl. ebd., S. 489.

137 Ebd., S. 485.

138 Ebd., S. 457–479.

139 Ebd., S. 485.

*Wenig Frauen sind für die ausgesprochene Wissenschaft befähigt. Es gibt auch viele unbefähigte Männer an der Universität. Aber prozentual sind von den Abiturienten mehr Männer für die wissenschaftliche Karriere prädisponiert als Frauen. Das liegt im Wesen der Frau. Die Wissenschaft ist mehr abstrakt. Das liegt der Frau nicht so. Auch der lange Anlaufweg könnte die Frau mürbe machen. Viel Arbeit und schlechte Bezahlung. Das gilt auch für Männer. Aber die halten vielleicht eher durch. Vielleicht hängt es auch mit einem Vorurteil gegen die berufstätige Frau zusammen. Sie wird sozial nicht so eingeschätzt. Für die Hochschullehrerin muß auch noch das Berufungsverfahren berücksichtigt werden. Die Ordinarien sind immer alte Herren. Vor 50 ist man überhaupt nicht an der Universität. Dann fängt es allmählich an. So kommen die alten Herren nie überhaupt auf die Idee, eine Frau vorzuschlagen. Sie schauen die Liste ihrer Kollegen durch. Es fällt ihnen gar nicht ein, überhaupt an die Möglichkeit zu denken, eine Frau zu berufen. Eine Berufung von draußen, etwa durch die Regierung, wäre anders. Da käme man vielleicht schon eher einmal auf den Gedanken. Das ist ein circulus vitiosus ... an der Universität herrscht in dieser Beziehung eine ausgesprochene Enge des Blickfeldes und Ungerechtigkeit ... Das Problem der weiblichen Berufung ist ein Krebschaden! Ich bin durchaus keine Frauenrechtlerin. Aber ich bin gegen die alten Zöpfe der alten Ordinarien [...]*¹⁴⁰

„Auf die Feindschaft der Männer gegen die Frauen. Ich war eine der ersten [Frauen] in Deutschland, die sich habilitierte. Als ich studierte, waren die Studentinnen noch ausgeschlossen von den Seminaren. Ich studierte zuerst [...] Der Professor nahm einfach keine Studentin heran im Seminar. Wir wurden ignoriert. Dann schrieben wir einmal eine Klausur. Von den ganzen Studenten hatte nur ich durch Zufall die Aufgabe richtig gelöst. Nicht einmal der Sohn des Professors, der auch unter uns war. Da rief mich der Professor eines Tages auf, und ich mußte an die Tafel kommen, um eine andere Aufgabe zu lösen. Vierzehn

Tage später wurde eine andere Studentin aufgerufen. Das war uns furchtbar peinlich damals, denn wir waren so daran gewöhnt, daß wir nicht gefragt wurden. Aber damit war das Eis gebrochen, und allmählich setzten sich die Studentinnen durch. Das war einfach ein Vorurteil: die Frauen können nichts. Damit hängt auch die Berufung oder vielmehr die Nichtberufung der Frauen zusammen. Die Nazis haben mein Ordinariat verhindert. Man sagte mir damals: Frauen gehören in die Küche. Der Führer wünscht nicht, daß Frauen sich in diese Stellungen an der Universität drängen. Das habe ich damals wörtlich zu hören bekommen. Daran hat sich aber heute noch nicht viel geändert, nur auf dem Papier.

Diese drei Zitate spiegeln drei grundsätzlich verschiedene Haltungen wieder. Die erste Befragte ging auf die Frage gar nicht ein und versuchte den Eindruck zu erwecken, dass sie nicht wüsste, auf welche Problematik hier angespielt wird. Diese Haltung umschreibt Brentano in ihrem Aufsatz zu Angers Studie als „no-comment“-Typ, Frauen diesen Typs versuchen durch die Nichtbeantwortung von Fragen nach Frauenanteilen und Gleichberechtigung diese Problematik zu umgehen, möglicherweise, so Brentano, weil sie letztlich eine eher konservative Haltung vertreten.¹⁴¹

Die zweite Befragte argumentierte zunächst ganz im Denkschema ihrer männlichen Kollegen, auch sie begründete durch das Wesen der Frau die Behauptung, Frauen könnten nicht so abstrakt denken wie Männer und wären daher für die Wissenschaft weniger geeignet. Erst im weiteren Verlauf des Gespräches ging die Befragte auf die Schwierigkeiten, als Frau eine Berufung zu erhalten, ein. Sie legte dies hauptsächlich der älteren und männlichen Professorgeneration zur Last. Diesen Antwort-Typ beschreibt Brentano als zwar erfolgreiche und arrivierte Persönlichkeiten, die jedoch die Stereotypen der herrschen-

140 Anger, Probleme der deutschen Universität, S. 485-487.

141 Brentano, Die Situation der Frau, S. 86.

den Gruppe, nämlich der Männer, übernehmen und auf den Rest der eigenen Gruppe anwenden, sich selbst hierbei aber ausnehmen.¹⁴²

Die dritte Befragte schließlich berichtete sehr offen von ihrem persönlichen Werdegang und den damit verbundenen Schwierigkeiten ein Ordinariat zu erlangen. Hierfür machte sie eindeutig die Einstellung der männlichen Professoren und die nationalsozialistischen Ideologien und Auffassungen zu den Aufgaben der Frau verantwortlich. Bei Brentano wird dieser Verhaltenstyp als „outspoken“ bezeichnet, es handelt sich hierbei um diejenigen Frauen meist der ersten Professorinnengeneration, die offen und hart die Situation von Frauen an Universitäten beschreiben und sehen, dass die Emanzipation der Frau noch einen langen Weg vor sich hat.¹⁴³

Wegen der geringen Zahl von Dozentinnen in der Studie Angers lassen sich diese drei Aussagen nicht ohne weiteres verallgemeinern. Ausgehend von dieser Situation führte Peter Schindler auf Basis von Angers Ergebnissen eine Umfrage unter 61 Hochschullehrerinnen von fünf westdeutschen Universitäten und der Freien Universität Berlin durch, um die tatsächlichen Benachteiligungen, die Stellung der Dozentinnen zu den Ergebnissen von Anger und die Stimmung und das Selbstverständnis der Hochschullehrerinnen zu beleuchten.¹⁴⁴ Auffallend bei dieser Studie war die geringe Beteiligung der Wissenschaftlerinnen, nur 42 % beantworteten den Fragebogen. Dies verleitet zur Annahme, dass eine ganze Reihe der Hochschullehrerinnen dem von Brentano beschriebenen „no-comment“-Typ angehören.

Die Frage nach persönlicher Behinderung oder Benachteiligung in der Universitätslaufbahn verneinten knapp die Hälfte aller Befragten, bei der Frage nach den Gründen für die Seltenheit weiblicher Hochschullehrer nannten drei Viertel das männliche Vorurteil und zwei Drittel die besonderen Schwierigkeiten, die Frauen in den Weg gelegt würden. Das Missverhältnis in den Antworten auf persönliche Benachteiligung und allgemeine Benachtei-

ligung von Frauen lässt sich einerseits dadurch erklären, dass nur die erfolgreichen Frauen, nämlich die Professorinnen, befragt wurden und zum anderen daran, dass die diskriminierte Gruppe der Frauen selber nicht übermäßig auf diese Diskriminierung pochen will, um so die dadurch entstehende Beschämung zu vermeiden. Neu tritt in der Umfrage von Schindler noch das Element Ehe und Familie hinzu, die Befragten erklärten, dass die Vereinbarkeit von wissenschaftlicher Karriere mit Ehe und Familie so gut wie nicht möglich sei, da von männlicher Seite die Sorge um die Familie klar im Zuständigkeitsbereich der Frauen läge.¹⁴⁵

Insgesamt zeichnet sich durch die beiden vorgestellten Umfragen ein nüchternes Bild von der Situation der Frau als Hochschullehrerin um 1960 ab, Frauen wurden von den männlichen Kollegen prinzipiell durch ihr Wesen als ungeeignet für den Beruf des Professors angesehen. Die wenigen Frauen, die auf ein Ordinariat berufen wurden, schafften es zwar, sich gegen die männlichen Vorurteile durchzusetzen, stellten aber auch resigniert fest, dass es für sie als Frauen meist nur entweder Karriere oder Familie gab. Gleichzeitig ist eine Tendenz unter den erfolgreichen Professorinnen, sich mit der ganzen Problematik um die Gleichberechtigung der Frau im Wissenschaftsbetrieb nicht beschäftigen zu wollen, festzustellen.

Die Antworten Margot Beckes im vorliegenden Interview lassen sich vor diesem Hintergrund vielleicht besser nachvollziehen und einordnen, sie werfen aber auch Fragen

142 Brentano, Die Situation der Frau, S. 86.

143 Ebd., S. 86.

144 Schindler, Peter, Die Stellung der Dozentin an wissenschaftlichen Hochschulen. Ergebnisse einer Umfrage, in: DUZ. Das unabhängige Hochschulmagazin 11 (1962), S. 11 ff. (zitiert nach Brentano, Die Situation der Frau, S. 93).

145 Brentano, Die Situation der Frau, S. 86–88.

auf. So geht die erste ordentliche Professorin Heidelbergs nicht wirklich auf das Problem der Geschlechterfrage ein, da sie, wie sie selbst sagt, *unter solcher sogenannten Altmodischkeit nicht zu leiden* hatte, sondern ganz im Gegenteil mit den Männern immer gut auskam. Betrachtet man ihren Lebenslauf, kann man ihr hier auch zustimmen, war sie doch beruflich außerordentlich erfolgreich und schaffte es bis in Führungspositionen. Dies lag wohl an ihrer außergewöhnlichen wissenschaftlichen Begabung und dem daraus resultierenden internationalen Erfolg und an ihrer Persönlichkeit. Allerdings brauchte es auch bei Margot Becke relativ lange, bis sie eine ordentliche Professur bekam. Ob dies an Vorurteilen gegen einen weiblichen Ordinarius oder an Stellenknappheit lag, muss offen bleiben. Und es steht die wohl nicht mehr zu klärende Frage im Raum, ob ihre Karriere nicht tatsächlich nur durch ihre überdurchschnittliche Begabung zustande kam, die männlichen Kollegen es sich also gar nicht erlauben konnten sie zu ignorieren, hingegen Frauen mit „nur gleichen“ Leistungen wie Männer aber keine Chance hatten?

Interessant ist, dass Margot Becke sich selbst immer mit der männlichen Form (Professor, Rektor) bezeichnet. Dies weist darauf hin, dass sie selbst die Geschlechterfrage nicht als wichtig erachtet und darum die zu ihrer Zeit geläufigere männliche Form einfach übernahm. An manchen Stellen des Interviews hat man auch den Eindruck, sie möchte Frauen nicht auf die Geschlechterfrage reduzieren. In diesem Zusammenhang ist Margot Becke vollkommen zuzustimmen, in der Wissenschaft sollte das Geschlecht letztlich keine Rolle spielen. Allerdings: zwar war für Margot Becke, erste ordentliche Professorin und Rektorin der Ruperto Carola, glücklicherweise ihr Geschlecht kein Karrierehindernis, für die meisten wissenschaftlich ambitionierten Frauen ihrer Zeit war es das sehr wohl.

Es könnten ein paar mehr sein...¹⁴⁶

Frauen an der Universität von den 1970er Jahren bis 2008

Martina Treiber

Die Anwesenheit von Frauen in zahlreichen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens scheint heute eine Selbstverständlichkeit geworden zu sein, doch war es dahin, wie bereits geschildert, ein weiter Weg. Dennoch gibt es bis heute Bereiche, in denen noch keine Gleichberechtigung hinsichtlich der Anzahl von Frauen erreicht ist.

Die Rahmenbedingungen zu einer Gleichberechtigung von Männern und Frauen wurden 1949 im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland festgeschrieben, das besagt *Männer und Frauen sind gleichberechtigt* (Artikel 3, Absatz 2). 1957 wurde das Gleichberechtigungsgesetz verabschiedet, welches das Alleinentscheidungsrecht des Mannes in ehelichen Angelegenheiten tilgte und die Erwerbstätigkeit der verheirateten Frau für rechtmäßig erklärte. Allerdings war weiterhin die Haushaltsführung ihre primäre Aufgabe. Erst 1976 wurde das Erste Ehestandsänderungsgesetz verabschiedet, welches die Freiheit und Gleichheit beider Ehegatten festschreibt. 1980 wurde im EG-Anpassungsgesetz die Gleichberechtigung von Frauen und Männern am Arbeitsplatz vorgeschrieben.¹⁴⁷

Der § 611a des BGB besagt, *der Arbeitgeber darf einen Arbeitnehmer bei einer Vereinbarung oder einer Maßnahme, insbesondere bei der Begründung des Arbeitsverhältnisses, beim beruflichen Aufstieg, bei einer Weisung oder einer Kündigung, nicht wegen seines Geschlechts benachteiligen*.¹⁴⁸

Nach dem Zweiten Weltkrieg nahm sowohl die Zahl der Studierenden als auch der Anteil der Studentinnen an den deutschen Universitäten wieder zu. Im Jahr 1950 waren von 111 174 Studierenden an deutschen Hochschulen 19 095, also 17,2 % Frauen. Dieser Anteil erhöhte sich in den folgenden Jahren stetig, so hatte sich der Anteil der weiblichen Studierenden 1975 verdoppelt. Die Frauen stellten nun 33,74 %. Eine wichtige Marke wurde 2007

übertreten, als die 50 %-Marke bezwungen wurde. Mit 51,29 % stellen die Frauen erstmals die Mehrheit unter der Studentenschaft (Abb 1).¹⁴⁹

Frauen hatten in Deutschland jedoch wesentlich später Zugang zu wissenschaftlicher Tätigkeit als zu Schule und Studium. Erst 1923 erhielten die ersten Frauen Lehrstühle.¹⁵⁰ Dennoch blieben sie stark unterrepräsentiert, was sich auch in den 1960er und 1970er Jahren nicht änderte, trotz der Expansion des Hochschulsystems. Dies lag aber wohl auch daran, dass deutlich weniger Frauen promovierten und sich danach habilitierten. So schlossen 1960 nur 14,7 % Frauen eine Promotion ab. Zwischen 1920 und 1970 habilitierten sich nur 456 Frauen.¹⁵¹ Hinzu kam, dass die habilitierten Frauen auch seltener berufen wurden, denn trotz Ausweitung des Hochschulsystems stieg der Anteil der Professorinnen von 0,8 % im Jahr 1963 auf nur

146 Schultz, Dagmar, Das Geschlecht läuft immer mit... Die Arbeitswelt von Professorinnen und Professoren, Pfaffenweiler 1991, S. 120.

147 Schulz, Kristina, Der lange Atem der Provokation. Die Frauenbewegung in der Bundesrepublik und in Frankreich 1968-1976, Frankfurt/Main 2002, S. 228.

148 Jauernig, Othmar (Hg.), Bürgerliches Gesetzbuch, 2. neu bearb. Auflage, München 1981, S. 617.

149 Zimmer, Annette/Krimmer, Holger/Stallmann, Freia, Frauen an Hochschulen: Winners among Losers. Zur Feminisierung der deutschen Universität, Opladen/Farmington Hills 2007, S. 61.

150 Baus, Magdalena, Professorinnen an deutschen Universitäten. Analyse des Berufserfolgs, Heidelberg 1994, S. 18.

151 Boedeker, Elisabeth/ Meyer-Plath, Maria, 50 Jahre Habilitation von Frauen in Deutschland. Eine Dokumentation über den Zeitraum von 1920-1970 (Schriften des Hochschulverbandes, 27), Göttingen 1974, S. 366.

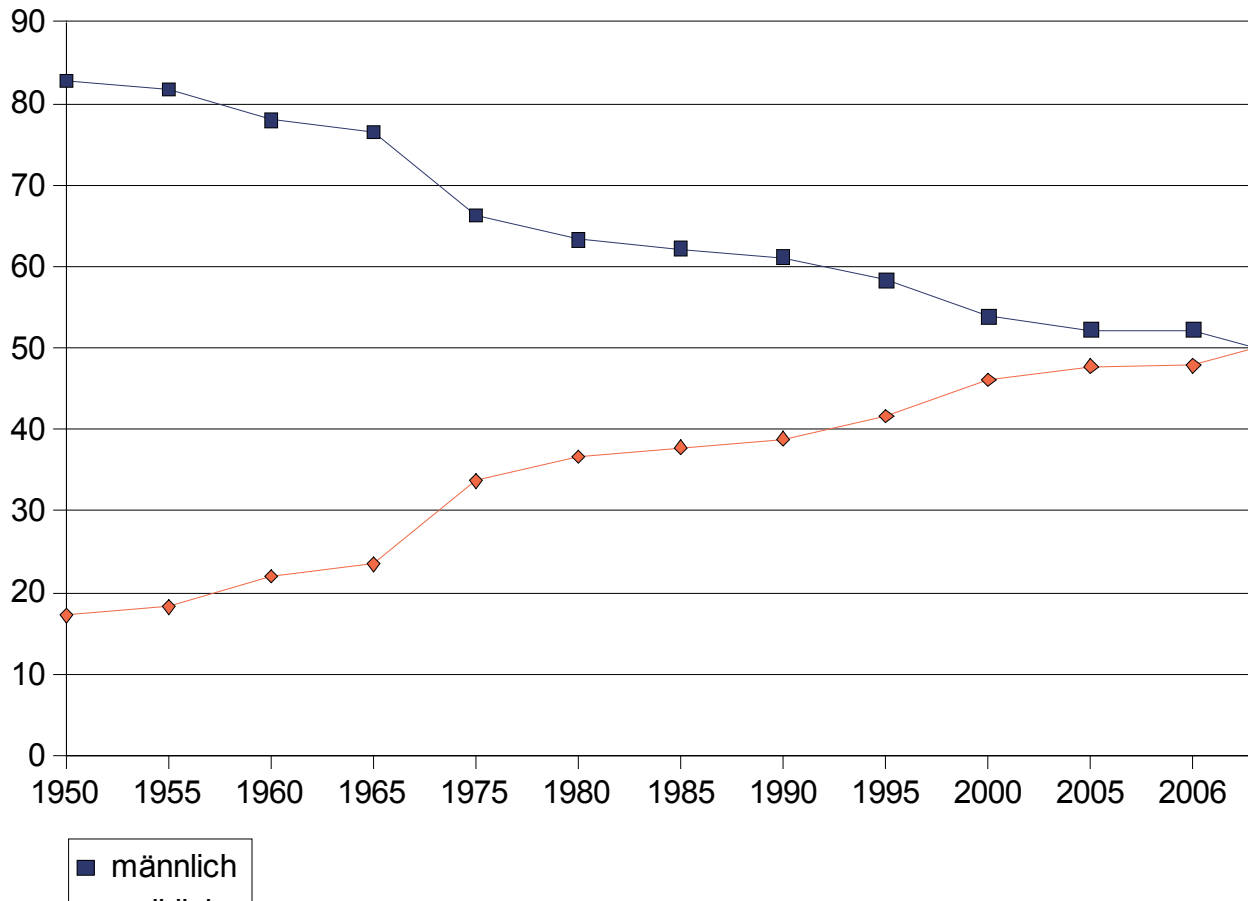


Diagramm 1: Verhältnis männlicher und weiblicher Studierender, in %¹⁵²

5,5 % im Jahr 1977. Dies war zwar eine Versiebenfachung des Frauenanteils, jedoch entsprach er bei Weitem noch nicht dem Anteil der weiblichen Studierenden oder gar der Gesamtbevölkerung. Außerdem darf man bei dieser Vervielfachung nicht außer Acht lassen, dass die Pädagogischen Hochschulen, die traditionell einen etwas höheren Frauenanteil hatten, in das Universitätssystem eingliedert wurden.¹⁵³

152 Quellen: Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 1955, 1965 und 1970 (Zahlen für 1950–1965); Statistisches Bundesamt (2007a: <http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Statistiken/Zeitreihen/LangeReihen/Bildung/Content100/lrbil01a,templateId=renderPrint.psml>) (Zahlen für 1975–2006); Statistisches Bundesamt (2007b: <http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/SharedContent/Oeffentlich/Al/IC/Publikationen/Jahrbuch/Bildung,property=file.pdf>) (Zahlen für 2007).
153 Zimmer, Frauen an Hochschulen, S. 63.

Gleichstellungsbüros und Frauenbeauftragte

Schließlich wurde die Unterrepräsentation der Frauen in den 80er Jahren zu einem politischen Thema. Die Gleichstellung von Mann und Frau war spätestens seit 1976 gesetzlich verankert und diese wollte man durch verschiedene Maßnahmen umsetzen. Die Institutionalisierung der Gleichstellungspolitik in allen gesellschaftlichen Bereichen erstreckte sich auch auf die Hochschulpolitik. Die Erneuerung des Hochschulrahmengesetzes von 1985 bot die Möglichkeit der Durchsetzung des Gleichstellunggebotes im Grundgesetz. Seit Ende der 80er Jahre wurden an den Universitäten Gleichstellungsbeauftragte eingesetzt, die durch die Änderung des Hochschulrahmengesetzes (HRG) aus dem Jahr 1998 anerkannt wurden. Die erste Stelle zur Frauenförderung entstand 1985 an der Universität Hamburg.¹⁵⁴ In Heidelberg gibt es seit 1987 eine Gleichstellungsbeauftragte, die für zwei Jahre vom Senat gewählt wird. Sie vertritt die Wissenschaftlerinnen und den weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchs. Die Gleichstellungsbeauftragte hat das Recht, mit beratender Stimme in allen Gremien der Selbstverwaltung teilzunehmen. Zusätzlich ist jede Fakultät angehalten eine Gleichstellungsbeauftragte zu wählen.¹⁵⁵ Ein wichtiges Privileg der Frauenbeauftragten ist die Teilnahme an den Sitzungen der Berufungskommissionen, bei denen sie jeweils zur Abgabe einer Stellungnahme verpflichtet ist. Wichtige Institutionen, die im Zuge der Gleichstellungsmaßnahmen eingerichtet wurden, sind die Landeskongressen und die Bundeskongress der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten, bei denen sich die Frauenbeauftragten austauschen und Strategien entwickeln können. Ein weiteres Instrument zur Förderung der Frauen sind finanzielle Anreize. Die Universitäten erhalten staatliche Zuwendungen je nachdem wie sie die Gleichstellung umsetzen.¹⁵⁶

In den 90er Jahren wurden Hochschulsonderprogramme initiiert, die von Bund und Ländern finanziert werden. Das wohl wichtigste Programm war das Hochschulsonderpro-

gramm III, das die Förderung von Frauen in Wissenschaft und Forschung zum Ziel hatte. Im Rahmen dieses Programmes wurden verschiedene Fördermaßnahmen wie Stipendien entwickelt.

Das Programm *Chancengleichheit für Frauen in Forschung und Lehre*, das von 2001 bis 2006 lief, hatte zum Ziel, den Anteil von Frauen an Professuren signifikant zu erhöhen. Angestrebt war ein Frauenanteil von 20 % in der Professorenschaft. Das Programm verfügte über jährlich 30 Millionen Euro, wovon 22,5 Millionen Euro für Frauen in einer wissenschaftlichen Qualifikationsphase zu Verfügung standen. 15 % des Geldes waren für Frauen- und Geschlechterforschung und 10 % für Maßnahmen, die eine höhere Frauenbeteiligung in Natur- und Ingenieurwissenschaften unterstützten, gedacht.¹⁵⁷

Diese und weitere Förderprogramme und Maßnahmen haben zum Ziel, den Frauenanteil auf allen Karrierestufen, auch in den Spitzenpositionen zu erhöhen. Der Anteil von Frauen in den verschiedenen Ebenen der Wissenschaft nimmt mit wachsender Position immer noch ab (Tabelle 8). In den letzten Jahren beträgt der Frauenanteil unter den Studierenden um die 50 %, der Anteil an Promotionen etwa 40 %. 20 % der Habilitationen sind von Frauen, es gibt aber nur 15 % Professorinnen an den deutschen Hochschulen. Seit den 80er Jahren ist ein Anstieg von Professorinnen zu verzeichnen (Diagramm 2).

154 Zimmer, Frauen an Hochschulen, S. 64.

155 Gleichstellungsbeauftragte der Universität Heidelberg.

156 Zimmer, Frauen an Hochschulen, S. 65.

157 Ebd., S. 66.

158 Statistisches Bundesamt (2007c: <http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Statistiken/BildungForschungKultur/Hochschulen/Tabellen/Content50/FrauenanteileAkademischeLaufbahn,templateId=renderPrint.psm1>)

159 Werte aus: Zimmer, Frauen an Hochschulen, S. 69.

	Frauenanteil in Prozent		
	2003	2004	2005
Studienanfänger	48,2	48,8	48,8
Studierende ¹	47,4	47,7	47,8
Absolventen	48,4	49,2	49,5
Promotionen	37,9	39,0	39,6
Habilitationen ²	22,0	22,7	23,0
Hochschulpersonal insgesamt ³	51,3	51,2	51,2
Hauptberufliche Professoren ³	12,8	13,6	14,3
C4-Professoren ³	8,6	9,2	9,7
Bevölkerung insgesamt ⁴	51,1	51,1	51,1

Tabelle 8: Frauenanteile der Studierenden, Absolventen und des Personal an Hochschulen¹⁵⁸

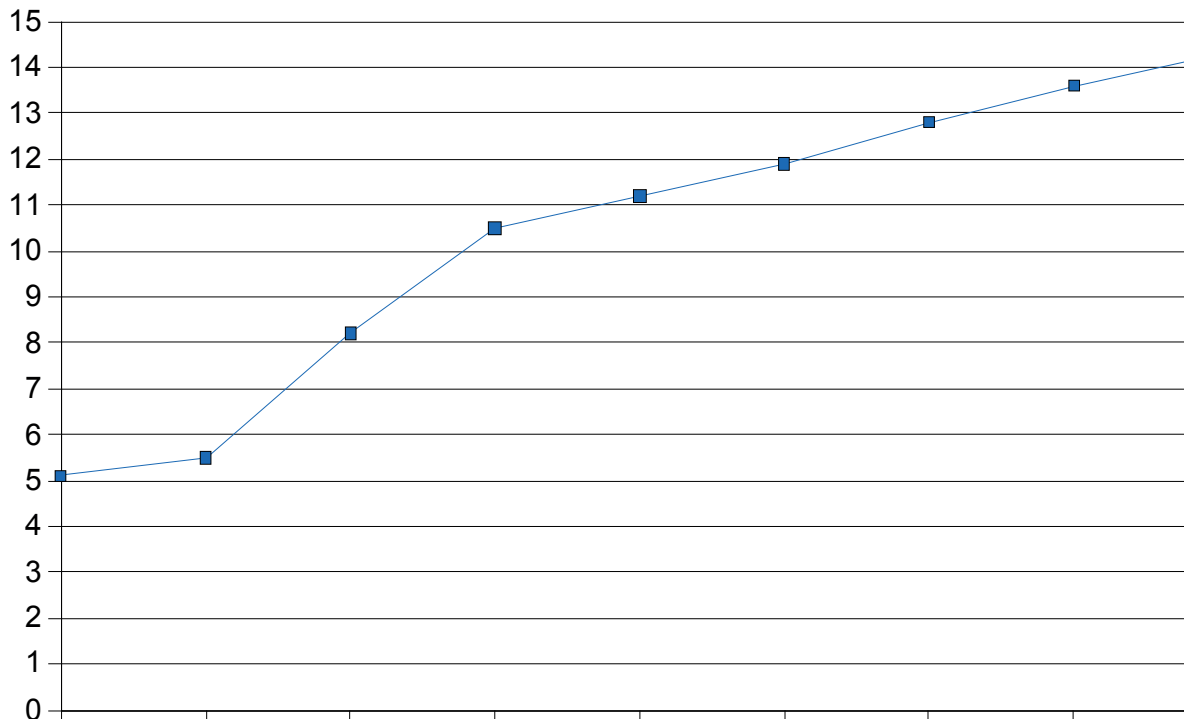
1 Studierende insgesamt im Wintersemester.

2 Habilitationen im Kalenderjahr.

3 Personal am 1. Dezember.

4 Bevölkerung am 31. Dezember des Vorjahres.

Diagramm 2: Anteil an Professorinnen von 1985–2005, alle Hochschularten, in %¹⁶⁰ *in %*



Soziale Herkunft der Studierenden und Professoren

Es spielen aber auch andere Faktoren bei der Entscheidung für ein Studium eine Rolle. So ist auffällig, dass der Anteil von Studierenden aus den unteren Sozialschichten sehr gering ist. Sowohl Studentinnen als auch Studenten kommen eher aus Familien, in denen der Vater selbstständig, Angestellter oder Beamter ist.¹⁶⁰ In der repräsentativen 10. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks von 1982 sind allerdings geschlechtsdifferenzierte Unterschiede beim Schulabschluss des Vaters auffällig. Väter der Studentinnen haben einen höheren Bildungsabschluss als die der Studenten. Also sind die Ausbildungschancen der Frauen besser, je höher das Bildungsniveau des Vaters ist.

Bei einer Studie, die im Rahmen des von der Europäischen Union geförderten Forschungs- und Ausbildungsnetz-

werkes *Women in European Universities*¹⁶¹ durchgeführt wurde, wurden mehr als 1000 Professorinnen und Professoren befragt. Dabei wurde auch untersucht, in welchem Rahmen die soziale Herkunft Einfluss auf den Karriereweg der Befragten hatte (Tabelle 9). Das Ergebnis war, dass die Väter der befragten Professorinnen etwas häufiger einen höheren Bildungsabschluss aufweisen als die der Professoren. Hierin bestätigt sich das Ergebnis der 10. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks. Bei der Studie wurde aber auch nach dem Beruf der Mutter gefragt. Dabei trat ein signifikanter Unterschied auf. Bei 32,9 % der Professorinnen, aber nur bei 19,6 % der männlichen Kollegen hatte die Mutter Abitur. Auch absolvierten die Mütter der Professorinnen häufiger ein Studium. So kann vermutet werden, dass die Mutter den akademischen Werdegang der Tochter beeinflusst hat.

	Bildungsabschluss des Vaters		Bildungsabschluss der Mutter	
	w	m	w	m
Grundschule	7 %	10 %	12 %	16 %
Berufsschule/ Mittlere Reife	22 %	27 %	36 %	42 %
Gymnasium oder Gesamtschule mit Abitur	10 %	9 %	16 %	9 %
Abgebrochenes Universitäts- oder Fachhochschulstudium	2 %	2 %	2 %	2 %
Abgeschlossenes Universitäts- oder Fachhochschulstudium	30 %	27 %	12 %	7 %
Doktorgrad	11 %	9 %	2 %	2 %
Keine genauen Angaben möglich	18 %	16 %	20 %	22 %

Tabelle 9: Höchster Bildungsabschluss der Eltern der Befragten, nach Geschlecht¹⁶²

160 Mohr, Wilma, Frauen in der Wissenschaft. Ein Bericht zur sozialen Lage von Studentinnen und Wissenschaftlerinnen im Hochschulbereich, Freiburg i. Br. 1987, S. 38.

161 Vgl. <http://csn.uni-muenster.de/women-eu/>

162 Quelle: Zimmer, Frauen an Hochschulen, S. 101.

Wahl der Studienfächer

Verschiedene Fächer gelten als typisch männlich und typisch weiblich. Betrachtet man die Rangfolge der beliebtesten Studienfächer im Vergleich von 1960/61 und 1985/86 (Tabelle 10), so fallen die geschlechtsspezifischen Neigungen auf.

Zudem ist zu beachten, dass viele der Studentinnen die Fächer nicht gewählt haben, um in diesem Fachbereich wissenschaftlich zu arbeiten, sondern weil das Studium dieser Fächer die Voraussetzung für das schulische Lehramt ist.¹⁶³

Im WS 1985/86 ist sowohl bei den Männern als auch bei den Frauen die Wirtschaftswissenschaft auf Platz eins der

Rangliste, allerdings unterscheiden sich die anderen Fächer immer noch erheblich. So sind bei den Studentinnen Sprachwissenschaften nach wie vor besonders beliebt. Die Männer legen ihr Interesse mehr auf technische Fächer. Besonders anschaulich kann dies an den Fächern Elektrotechnik und Bauingenieurwesen dargestellt werden (Diagramm 3). Der Frauenanteil in beiden Fächern ist in 25 Jahren nur minimal gestiegen. So waren im WS 1950/51 jeweils 0,1 % der Studierenden in diesen Fächern Frauen. Im WS 1985/86 ist der Frauenanteil auf 2,7 % bzw. 11,2 % leicht angestiegen, große Sprünge konnten jedoch nicht verzeichnet werden.

Rang	Studentinnen		Studenten	
	Wintersemester 1960/61	WS 1985/86	WS 1960/61	WS 1985/86
1.	Humanmedizin	Wirtschaftswiss.	Wirtschaftswiss.	Wirtschaftswiss.
2.	Germanistik	Germanistik	Rechtswissenschaft	Elektrotechnik
3.	Anglistik	Humanmedizin	Humanmedizin	Maschinenbau
4.	Romanistik	Rechtswissenschaft	Maschinenbau	Rechtswissenschaft
5.	Pharmazie	Erziehungswiss.	Chemie	Humanmedizin
6.	Wirtschaftswissenschaft	Biologie	Germanistik	Informatik
7.	Rechtswissenschaft	Anglistik	Physik	Physik
8.	Latein	Architektur	Elektrotechnik	Bauingenieurwesen
9.	Biologie	Romanistik	Bauingenieurwesen	Chemie
10.	Geschichte	Politik/Sozialwiss.	Anglistik	Architektur

Tabelle 10: Die zehn beliebtesten Studienfächer der Wintersemester 1960/61 und 1985/86¹⁶⁴

163 Mertens, Lothar, Vernachlässigte Töchter der Alma Mater. Ein sozialhistorischer und bildungssoziologischer Beitrag zur strukturellen Entwicklung des Frauenstudiums in Deutschland seit der Jahrhundertwende (Sozialwissenschaftliche Schriften 20), Berlin 1991, S. 135.

164 Quelle: ebd., S. 35 f.

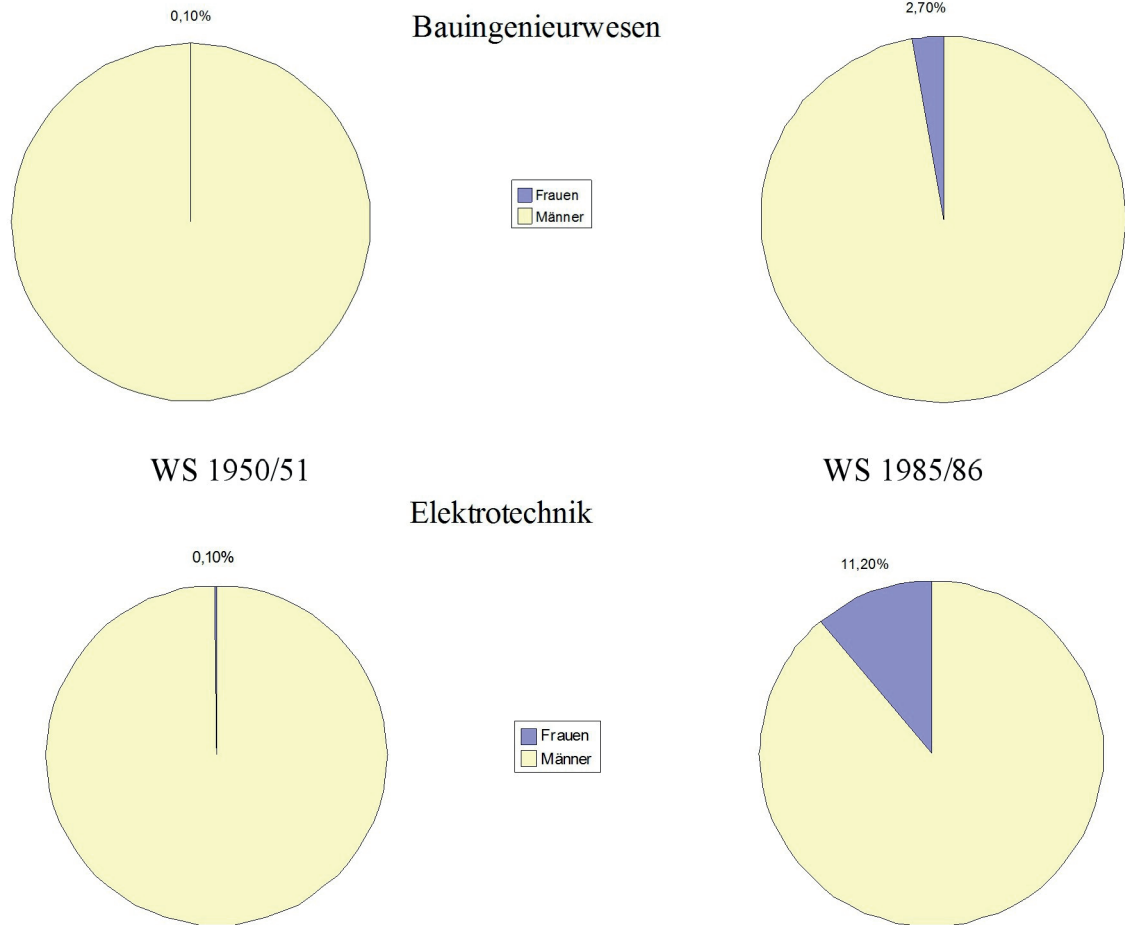


Diagramm 3: Frauenanteil in Elektrotechnik und Bauingenieurwesen in den Wintersemestern 1950/51 und 1985/86¹⁶⁵

Diese geringe Veränderung ist ebenfalls ein Indikator für die Konstanz der Studienneigungen in diesen 25 Jahren. Wirft man einen Blick auf die Studentinnen in den Ingenieurwissenschaften im Wintersemester 2006/07 so ist ihr Anteil auf 20,1 % gestiegen. Sie sind also immer noch stark unterrepräsentiert. Dagegen sind die Studentinnen zum Beispiel in der Veterinärmedizin mit 84,5 % der Studentenschaft die führende Kraft.¹⁶⁶ Es gibt sie also noch, die

klassischen „Frauen- und Männerfächer“, jedoch nähern sich auch hier die Geschlechter einander langsam an.

¹⁶⁵ Quelle: Mertens, Vernachlässigte Töchter der Alma Mater, S. 137.

¹⁶⁶ Statistisches Bundesamt (2007b), <http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/SharedContent/Oeffentlich/AI/IC/Publikationen/Jahrbuch/Bildung.property=file.pdf>

Bedeutung von Förderung

Eine Studie von 1990¹⁶⁷ hat sowohl Professorinnen als auch Professoren die Frage nach dem Stellenwert der persönlichen Förderung im Karriereverlauf gestellt. So haben fast alle befragten Frauen Unterstützung bekommen, die sich jedoch meist nur in der Form eines Gesprächs, eines Hinweises auf Bewerbung oder intellektuelle Anregungen darstellten. Die männlichen Kollegen hatten sowohl eine intensivere Beziehung zu Professoren als auch eine Förderung, die auf ein Stellenangebot hinauslief. Das Verhältnis zum Doktorvater bezeichnen die meisten als Schüler-Lehrer-Beziehung oder sogar als Vater-Sohn-Beziehung, während zwischen den Frauen und ihrem betreuenden Professor meistens eine gewisse Distanz herrschte.¹⁶⁸

In der bereits erwähnten Studie von Zimmer, Krimmer und Stallmann sind die Beziehung des Mentors zum Schützling hinsichtlich des Karriereweges der Befragten untersucht worden.¹⁶⁹ Es lässt sich feststellen, dass Frauen häufiger von Frauen unterstützt wurden als Männer. Diese geben aber insgesamt häufiger an, gefördert worden zu sein. Auf die Frage nach konkreten Beispielen für Förderung geben allerdings wiederum mehr Frauen die Unterstützung an. Sowohl beim Erhalt einer Anstellung, beim Erhalt eines Stipendiums als auch bei Auslandsaufenthalten geben Frauen häufiger als Männer Unterstützung an. Keine Unterschiede zwischen Professorinnen und Professoren erkennt man nur bei der Frage nach Hilfe bei Publikationen (Tabelle 11).¹⁷⁰

Obwohl Frauen also seltener angeben, gefördert worden zu sein, geben sie häufiger an, bei speziellen Ereignissen Unterstützung erhalten zu haben. Weiterhin geben 41 % der befragten Frauen an, von ihren Partnern Unterstützung erhalten zu haben und mehr als ein Drittel von Familienmitgliedern und Freunden. Diese private Hilfe geben nur 31 % bzw. 21 % der Professoren an. Die nicht überprüfbare These der Autoren lautet hierzu: *Eine mögliche Interpretation [...] würde lauten, dass Männer dazu neigen, Erfolgserlebnisse in ihrer Karriere eher als Resultat*

Unterstützung	Professorinnen	Professoren
... beim Erhalt eines Stipendiums	33,5 %	18,8 %
... um ins Ausland zu gehen	39,8 %	32,2 %
... beim Schreiben/Publizieren von Artikeln/Büchern	23,8 %	25,2 %
... beim Erhalt einer Stelle	52,3 %	32,1 %

Tabelle 11: Anzahl der Hilfestellungen von Kollegen nach Abschluss der Promotion¹⁷¹

*ihrer eigenen Leistungen zu interpretieren, während Frauen in ihrem Attributionsverhalten stärker Bezug auf ihr Umfeld nehmen.*¹⁷²

Diskriminierung an der Hochschule

Sehr verbreitet ist die verdeckte Diskriminierung im Wissenschaftssystem der deutschen Hochschule. Ein junger Wissenschaftler wird in der *scientific community* am ehesten akzeptiert, wenn er oder sie über eine feste Anstellung an einer Universität oder einem Forschungsinstitut verfügt. Allerdings müssen auf dem Weg zur Professur noch weitere Hindernisse überwunden werden. Der/die Nachwuchswissenschaftler/in muss sich in die wissenschaftliche Gemeinschaft einfügen und von den Kollegen akzeptiert werden, sowohl an der Heimatuniversität als auch auf nationaler und internationaler Ebene. Dabei ist die Unterstützung eines international anerkannten Wissenschaftlers fast Voraussetzung. Somit braucht der Neuling also einen Mentor (dazu auch *Bedeutung von Förderung*) aber auch die Einbindung in Netzwerke. In einer Studie von 2007 wurde untersucht, ob eine verdeckte

167 Schultz, Das Geschlecht läuft immer mit.

168 Ebd., S. 114.

169 Zimmer, Frauen an Hochschulen, S. 121.

170 Ebd., S. 123.

171 Quelle: ebd., S. 123

172 Ebd., S. 124.

Diskriminierung gegenüber Frauen besteht, die die Einbindung in die *scientific community* in einem frühen Karrierestadium erschwert.¹⁷³

Um dies herauszufinden, wurde untersucht, wie sich die befragten Professorinnen und Professoren ihre Karriere-stufen, vor allem Promotion und Habilitation finanzierten. Als Ergebnis konnte festgestellt werden, dass rund 76 % der männlichen, aber nur 57 % der weiblichen Wissenschaftler während ihrer Promotion eine Anstellung an einer Universität hatten. Die Frauen finanzierten sich dahingegen häufiger durch Stipendien. Es wurden aber auch mehr Frauen als Männer von Familienmitgliedern finanziert oder sie hatten eine Anstellung in der Privatwirtschaft. Somit wurde den weiblichen Befragten schon der Zugang in den Wissenschaftsbetrieb erschwert. Die Unterschiede während der Habilitation sind zwar nicht mehr so groß wie bei der Promotion, aber immer noch vorhanden.¹⁷⁴

Es wird geschlussfolgert, dass *durchaus von »versteckter Diskriminierung [gesprochen werden kann], da für die heutigen Professorinnen die Chancen, die Statuspassagen des akademischen Karriereweges auf einer festen Stelle zu absolvieren, deutlich schlechter waren als für ihre heutigen Kollegen.*¹⁷⁵

Exkurs: Studierte und studierende Frauen in der DDR

Die totalitäre Ausrichtung der Deutschen Demokratischen Republik (1949 bis 1990) war auch in der Bildung und im Hochschulbereich spürbar. Zukünftige Studenten wurden bereits in der Erweiterten Oberschule ausgewählt. Ein wichtiges Kriterium für die Studieneignung war nicht etwa Leistung oder Intellekt, sondern die politische Zuverlässigkeit sowohl der Schüler als auch der Eltern. An der Hochschule gab es Maßnahmen zur ideologischen Erziehung der Studenten gemeinsames Lernen in Studiengruppen, Unterbringung in Studentenwohnheimen und Teilnahme an FDJ-Veranstaltungen. Weiterhin mussten die Studenten jedes Jahr an einem vierwöchigen

Arbeitsprogramm teilnehmen, in dessen Rahmen sie Arbeitseinsätze am Bau oder in der Landwirtschaft zu leisten hatten. So ist es nicht verwunderlich, dass sich mehr als die Hälfte der befragten Studenten von den Anforderungen überfordert fühlte.¹⁷⁶

Anfang der 60er Jahre wurden Förderprogramme für Studentinnen initiiert, besonders für diejenigen mit Kind. Durch die Einführung eines Sonderstudiums 1970 wurde die Vereinbarkeit von Studium und Kind verbessert. Außerdem gab es ein umfangreiches Stipendiensystem, dass vor allem für Mütter gedacht war. Seit 1981 erhielt jeder Student ein Grundstipendium. Aufgrund der materiellen Sicherheit gab es in der DDR etwa doppelt so viele verheiratete Studentinnen wie in der BRD. Durch Kinder erhöhte sich das Stipendium, weshalb Studentinnen mit zwei oder mehr Kindern nicht selten waren.¹⁷⁷

Es gab aber auch in der DDR Zusammenhänge zwischen der sozialen Herkunft der Studierenden und ihrem Bildungsweg. Die Förderung von Arbeiter- und Bauernkindern wurde zwar unterstützt, die DDR-Statistiken kann

173 Zimmer, Frauen an Hochschulen, S. 116.

174 Ebd., S. 117.

175 Ebd., S. 118.

176 Mertens, Vernachlässigte Töchter der Alma Mater, S. 140f.

177 Ebd., S. 143.

178 Mertens, Lothar/Pfister, Gertrud/Belitz-Demiriz, Hannelore, Promovierte Frauen in der DDR. Eine empirische Analyse ausgewählter Lebensabschnitte, in: Voigt, Dieter (Hg.): Qualifikationsprozesse und Arbeitssituation von Frauen in der Bundesrepublik Deutschland und in der DDR (Schriftenreihe der Gesellschaft für Deutschlandforschung, 27), Berlin 1989, S. 95–128, hier S. 108.

179 Mertens, Vernachlässigte Töchter der Alma Mater, S. 148.

180 Quelle: Tätigkeitsbericht der Frauenbeauftragten der Universität Heidelberg, 1996–2006 (Zahlen für Promotionen und Habilitationen); Informationsheft für Studentinnen und Wissenschaftlerinnen der Universität Heidelberg, SS 1996–WS 2007/08 (Zahlen für Studentinnen und Professorinnen).

man allerdings nicht zu Rate ziehen um den Erfolg zu überprüfen, da hier selbst Hochschullehrer und Ärzte als Arbeiter geführt werden. Dennoch kann man auch in der DDR davon ausgehen, dass die Chancen auf Bildung von Frauen mit dem Bildungsgrad des Vaters stiegen. Betrachtet man die Promovierten der Jahre 1950 bis 1982, so erkennt man, dass von denjenigen, deren Väter kein Abitur haben, nur 20,9 % Frauen sind. Bei den Promovierten, deren Vater selbst promoviert war, steigt der Anteil der Frauen auf 35,9 %.¹⁷⁸

Wenn man sich der Fächerwahl der Studentinnen zuwendet, so erkennt man, dass sowohl Medizin als auch die „klassischen Frauenfächer“ wie Sprachwissenschaften und Pädagogik einen hohen Frauenanteil hatten. Hingegen waren Frauen in den Technischen Wissenschaften stark unterrepräsentiert. Durch staatliche Maßnahmen in der DDR ging aber der Frauenanteil in den Literatur- und Sprachwissenschaften zwischen 1980 und 1988 um mehr als zehn Prozent zurück, während der Anteil der Wirtschaftswissenschaftlerinnen um gute sieben Prozent stieg.¹⁷⁵

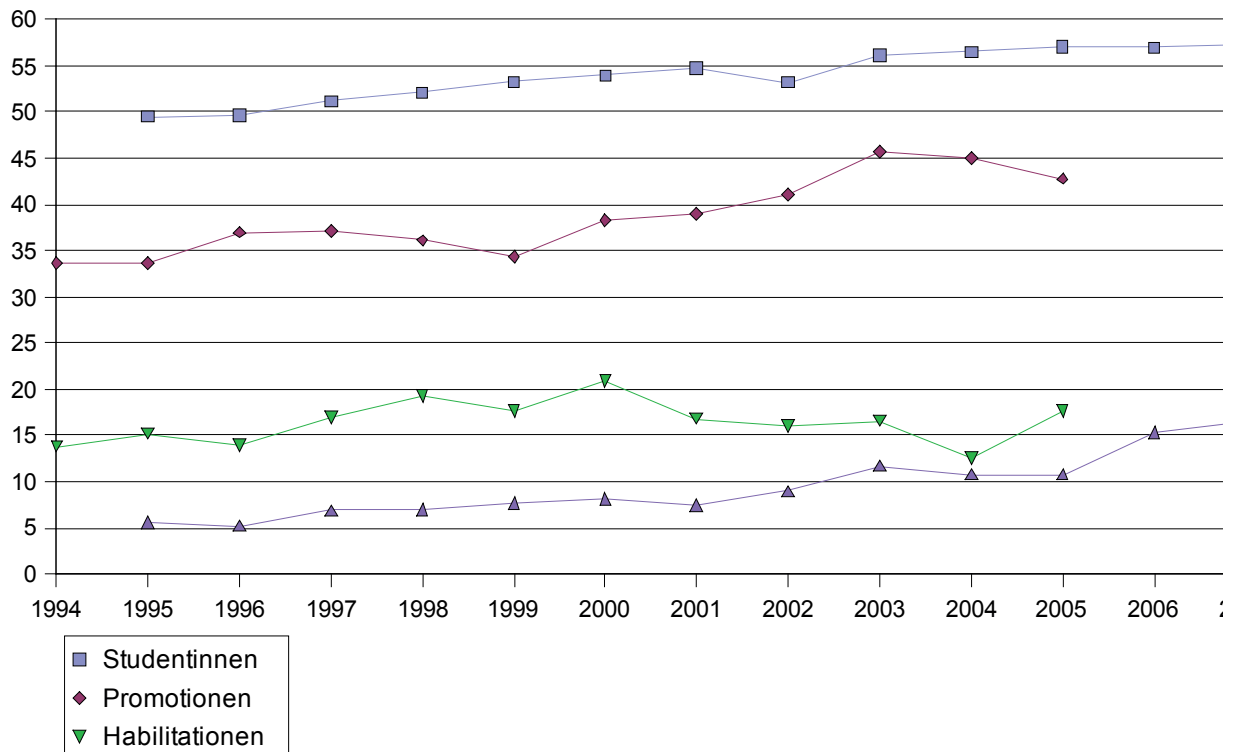


Diagramm 4: Entwicklung des Frauenanteils an der Universität Heidelberg¹⁸⁰

Zahlen der Universität Heidelberg

Abschließend werden hier noch einige aktuelle Zahlen und Statistiken, welche die Universität Heidelberg betreffen, aufgezeigt.

Auch Heidelberg bildet keine Ausnahme in der Bildungspyramide, wonach die Frauen in der Studentenschaft angemessen repräsentiert sind. Je höher man jedoch auf der Leiter hin zur Universitätsprofessur steigt, nimmt ihr Anteil ab. Dieses Gefälle ist bundesweit ausgebildet und nimmt nur langsam mit der Berufung weiterer Professorinnen ab (Diagramm 4).

Betrachtet man die Aufschlüsselung der einzelnen Fakultäten (Tabelle 12) fällt auf, dass in den „klassischen Frauenfächern“ wie Verhaltens- und Empirische Kulturwissenschaften und Neuphilologie der höchste Frauenanteil

sowohl bei den Studenten als auch bei den Professoren herrscht. Den niedrigsten Anteil bilden die Frauen in Physik/Astronomie.

Auffallend ist, dass der Prozentsatz der Biowissenschaft-Studentinnen weit über dem Durchschnitt liegt, der der Professorinnen jedoch nur geringfügig. Dagegen ist der Anteil der Professorinnen in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften mit 9,1 % weit unterdurchschnittlich.

Der Vergleich mit den Bundeszahlen 2006 ergibt, dass die Zahlen für die Universität Heidelberg erstmals auch bei den Professorinnen über dem Durchschnitt liegen:

Professorinnen: Bundeszahlen: 15 %, Universität Heidelberg: 16,6 %; Studentinnen: Bundeszahlen: 47,8 %, Universität Heidelberg: 57,2 %.¹⁸⁰

	Studierende	Studentinnen	Anteil	Professuren	Professorinnen	Anteil
Theologie	504	261	51,8 %	12	2	16,7 %
Rechtswissenschaft	1.724	843	48,9 %	14	2	14,3 %
Medizin*	4.580	2.615	57,1 %	129	13	10,0 %
Philosophie	3.161	1.817	57,5 %	38	11	28,9 %
Neuphilologie	4.975	3.830	77,0 %	21	7	33,3 %
Wirtschafts- und Sozialwissenschaften	2.498	1.046	41,9 %	22	2	9,1 %
Verhaltens- und Empir. Kulturwissenschaft	2.610	1.968	75,4 %	18	6	33,3 %
Mathematik	1.072	377	35,2 %	21	3	14,3 %
Chemie u. Geowiss.	1.145	461	40,3 %	25	5	20,0 %
Physik/Astronomie	1.477	281	19,0 %	25	2	8,0 %
Biowissenschaft	1.544	969	62,8 %	36	7	19,4 %
Summe	25.290	14.468	57,2 %	361	60	16,6 %

* Universitätsklinikum Heidelberg und Klinik Mannheim Stand: August 2007

Tabelle 12: Anteil an Studentinnen und Professorinnen an den einzelnen Fakultäten der Universität Heidelberg¹⁸¹

180 Informationsheft für Studentinnen und Wissenschaftlerinnen der Universität Heidelberg, Wintersemester 2007/08, S. 5.
181 Ebd., S. 5.

Fakultäten	Anteil an Professorinnen in %						
	1996	1997	1998	1999	2000	2001	2002
Neuphilologie	4,9	5,6	5,9	6,3	6,3	11,1	16,6
Pharmazie	0	0	0	0	0	0	0
Sozial- und Verhaltenswiss.	14,8	12,0	14,8	12,5	13,6	19,0	15,7
Orient. und Altertumswiss.	4,0	8,7	13,1	9,5	13,0	9,5	17,6
Biologie	6,3	14,3	14,3	11,1	12,5	7,1	11,7
Phil.-Hist.	4,2	12,5	14,3	16,7	13,6	13,6	14,3
Theologie	7,7	4,8	0	0	0	0	0
Medizin*	4,9	4,9	4,5	6,3	5,8	5,2	6,1
Jura	4,0	8,7	4,2	9,5	4,8	6,7	6,2
Geowiss.	5,9	15,8	16,7	23,1	21,4	21,4	18,7
Wirtsch.wiss.	8,3	6,7	7,7	9,1	7,7	8,3	7,6
Mathematik	3,4	3,7	4,3	4,5	4,0	0	0
Chemie	0	0	4,3	10,5	13,0	5,0	13,0
Physik/Astron.	4,7	5,1	4,9	5,7	5,1	5,6	5,2

* Universitätsklinikum Heidelberg und Klinik Mannheim

Tabelle 13a (oben): Anteil an Professorinnen an den einzelnen Fakultäten der Universität Heidelberg 1996 bis 2002

Quelle: Informationsheft für Studentinnen und Wissenschaftlerinnen der Universität Heidelberg, Wintersemester 1996/97, S. 5; Wintersemester 1997/98, S. 6; Wintersemester 1998/99, S. 6; Wintersemester 1999/2000, S. 5; Sommersemester 2000, S. 5; Wintersemester 2001/02, S. 5; Wintersemester 2002/03, S. 6.

Tabelle 13b (unten): Anteil an Professorinnen an den einzelnen Fakultäten der Universität Heidelberg 2003 bis 2007

Quelle: Informationsheft für Studentinnen und Wissenschaftlerinnen der Universität Heidelberg, Wintersemester 2003/04, S. 6; Wintersemester 2004/05, S. 5; Wintersemester 2005/06, S. 5; Wintersemester 2006/07, S. 5; Wintersemester 2007/08, S. 5.

Fakultäten	Anteil an Professorinnen in %				
	2003	2004	2005	2006	2007
Theologie	0	7,7	7,1	8,3	16,7
Rechtswissenschaft	6,6	7,1	6,7	13,3	14,3
Medizin*	4,9	8,8	7,5	10,4	10,0
Philosophie	17,1	17,5	20,0	31,3	28,9
Neuphilologie	13,3	21,4	21,4	33,3	33,3
Wirtschafts- und Sozialwiss.	11,7	10,5	10,5	14,3	9,1
Verhaltens- und Empir. Kulturwiss.	17,6	18,8	22,2	29,4	33,3
Mathematik	0	6,3	6,3	5,0	14,3
Chemie u. Geowissenschaft	9,0	9,1	9,1	11,1	20,0
Physik/Astronomie	5,8	6,1	6,2	7,7	8,0
Biowissenschaft	8,3	12,5	13,3	17,9	19,4

* Universitätsklinikum Heidelberg und Klinik Mannheim

An den Tabellen 13a und 13b ist der stetige Aufwärtstrend des Professorinnenanteils an der Ruprecht-Karls-Universität noch einmal im Überblick der Fakultäten ersichtlich.

Diesen positiven Trend versucht die Universität Heidelberg durch spezielle Förderprogramme zu unterstützen. Das *Olympia-Morata-Programm* hat zum Ziel, qualifizierte Wissenschaftlerinnen bei der Habilitation oder einer vergleichbaren Qualifikation an der Universität Heidelberg zu unterstützen. Im Rahmen des Programms werden Stellen für Frauen zur Verfügung gestellt.

Das *Wiedereinstiegsprogramm* bietet Wissenschaftler/Innen, die ihre wissenschaftliche Qualifizierung auf eine Professur aus familiären oder beruflichen Gründen unterbrochen haben, die Möglichkeit, das fehlende Qualifikationselement nachzuholen bzw. Anschluss an die Entwicklung des eigenen Fachs zu halten.

Mentoring und Training (MuT) unterstützt Frauen, die eine Professur anstreben. Mit dem MuT-Programm erhalten sie die Möglichkeit, fördernde Beziehungen aufzubauen, aktiv die Planung ihrer wissenschaftlichen Laufbahn voran zu treiben. Dazu bekommen sie in thematisch fokussierten Veranstaltungen Informationen und Praxistipps zur Führung eines Lehrstuhls.

Zudem gibt es eine Reihe von Stiftungen und Stipendien, die sich gezielt an Frauen richten, wie das *Schlieben-Lange-Programm für Nachwuchswissenschaftlerinnen mit Kind* oder das *Gerda-Tschira-Stipendium* für Alleinerziehende.¹⁸²

Dennoch gibt es immernoch den bereits erwähnten starken Abfall von Promotionen zu Habilitationen. Um herauszufinden, warum sie eine Habilitation oder eine vergleichbare Qualifikation nicht angestrebt wurde, befragte das Gleichstellungsbüro der Universität Heidelberg im Jahr 2006 Doktorandinnen. Es wurden folgende Gründe genannt: Stellenunsicherheit (22 %), unattraktive Arbeitsbedingungen an der Universität (22 %), unsichere finanzielle Förderung des wissenschaftlichen Projekts

(18 %), geringe ideelle Förderung im Umfeld (11 %), Familiengründung (8 %).¹⁸³

Hieraus ist ersichtlich, dass nicht die Familie der Hauptgrund für die Befragten ist, sondern vielmehr berufliche Gründe vorliegen. Wissenschaft als Beruf ist für die meisten Frauen nicht erstrebenswert und attraktiv.

Die Gleichstellungsbeauftragte Prof. Dr. Jadranka Gvozdanovic plant, im Zuge der Exzellenzinitiative mehr Stellsicherheit zu schaffen. So sollen Wissenschaftler, die in Elternzeit gehen, durch befristete Teilzeitstellen an ihren Instituten entlastet werden und ihnen der Einstieg nach der Auszeit erleichtert werden. Was ebenfalls angestrebt wird, ist ein Partnerprogramm, das den Partnern von Professoren und Professorinnen bei deren Berufung eine dreijährige Forschungsstelle anbietet.

Prof. Dr. Gvozdanovic sieht aber bereits auch Fortschritte ihrer Arbeit. *So kommen immer mehr Professorinnen bei Berufungslisten auf die ersten Plätze. Und es werden durchschnittlich mehr Frauen auf Professuren berufen als sich bewerben. Bis zum Jahr 2001 sah das noch ganz anders aus.*¹⁸⁴

Schlussbemerkung

Wilma Mohr schreibt in ihrer Publikation von 1987: *Ich gebe es unumwunden zu: ich habe einen ungeheuren Widerwillen gehabt, diesen Abschnitt zu schreiben: sicherlich, es ging immer bergauf mit dem Zahlen der Frauen, die an den Hochschulen arbeiteten: 61 Jahre, nachdem die beiden ersten Professorinnen berufen wurden, können sich 1984 1.573 Frauen mit diesem Titel schmücken [...], als ob das*

182 Für weitere Förderungen, siehe: http://www.uni-heidelberg.de/organe/frb/foerderung_stipendien.html

183 Ruperto Carola. Forschungsmagazin der Universität Heidelberg (3/07), S. 45.

184 Pressemitteilung „Frauen in der Wissenschaft vermissen Stellsicherheit“ der Universität Heidelberg vom 13. Februar 2007 <http://www.uni-heidelberg.de/presse/news07/2702inte2.html>.

nichts wäre! »Bereits« 1965 wurde die erste Juristin Professorin, und nach 20 Jahren sind es »schon« acht, die die jungen Leute lehren dürfen, was Recht und Unrecht ist. Fast jede Studentin weiß es heute schon auswendig: ungefähr 5% der Anteil der Professorinnen an den Hochschulen insgesamt, an den Fachhochschulen ein bisschen mehr [...], an den Universitäten ein bisschen weniger. Immer noch ein empörtes Raunen, wenn man sagt: und nur 2,6 % der bestdotierten C4-Professorenstellen.“¹⁸⁵

Heute sieht das Bild etwas anders aus, dennoch hat dieser Absatz in der Grundaussage immernoch seine Richtigkeit. Es waren 2005 zwar immerhin 14,3 % der Professoren weiblich. Der Frauenanteil bei den C4-Professuren betrug 9,7 %. Seit 1987 ist also eine Steigerung eingetreten. Die Frauen sind jedoch bei Weitem noch nicht angemessen repräsentiert, wenn es um höhere Hochschulpositionen geht. Setzt man voraus, dass der Anteil der Professorinnen stetig wächst, müsste ca. 2040 der Ausgleich zwischen Männern und Frauen in der Professorenschaft geschaffen sein.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Quellen

- Akte Margot Goehring, UA Halle, Rep 31P Bd 24
- Autobiographie Gerta von Ubischs aus dem Jahr 1955, Maschinenschriftliches Typoskript, UB Heidelberg, Heid. Hs. 4029.
- Badische Warte, Nr. 39, 18. Mai 1916.
- Becke-Goehring, Margot, Rückblicke auf vergangene Tage, Privatdruck in limitierter Aufl. Heidelberg 1983.
- Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17. November 1999.
- Günsche, Karl-Ludwig, Willkommen in Quagadougou! Vor 30 Jahren begann die erste deutsche Botschafterin ihren Dienst, in: DIE WELT, 22.1.1999.
- Information des Ministers für Kultus und Unterricht an den Rektor der Universität vom 29. September 1939. Abschrift. GLA Karlsruhe, 235/2123.
- Leichtathletik, Deutsche Meisterschaften 1920–2003, Kugelstoßen Damen: <http://www.sport-komplett.de/sport-komplett/sportarten/l/leichtathletik/hst/102.html>.
- Nora Hübinger an den Rektor der Universität Heidelberg vom 14.8.1942, UA Heidelberg, PA 4316.
- Personal- und Vorlesungsverzeichnisse der Universität Heidelberg 1946–1969, UA Heidelberg, X ZSb 35.
- Heidelberger Personal- und Vorlesungsverzeichnis 1940, UA Heidelberg, X ZSb 25.
- Personalakte Gerta von Ubisch, UA Heidelberg, PA 1164.
- Personalakte Gerta von Ubisch, UB Heidelberg, PA 6130.
- Personalakte Ellinor von Puttkammer, UA Heidelberg, PA 5369.
- Personalakte Elsbeth von Schnizer, GLA Karlsruhe 235/2486.
- Personalakte Elsbeth von Schnizer, UA Heidelberg, PA 1164.
- Personalakte Katharina Otto-Dorn, UA Heidelberg, PA 563.
- Personalakte Margot Becke, UA Halle, PA 6729.
- Personalakte Margot Becke, UA Heidelberg, PA 7512.
- Personalakte Marie Freifrau von Campenhausen, UA Heidelberg, PA 3462.
- Personalakte Marie Baum, UA Heidelberg, PA 3213.
- Personalakte Nora Scherer/Hübinger, UA Heidelberg, PA 4316.
- Personalakte Nora Scherer/Hübinger, GLA Karlsruhe, 235/2123
- Schreiben des Ministeriums für Kultus und des Unterrichts vom 8.12.1939, Ernennung zur ordentlichen Assistentin und Beamtin auf Widerruf rückwirkend zum 1.10.39, UA Heidelberg, PA 4316.
- Schreiben des Ministers für Kultus und Unterricht Karlsruhe an die Einheit der Feldpostnummer 01410 vom 24. August 1940. GLA Karlsruhe, 235/2123.
- Schwäbische Donau-Zeitung, Nr. 162, 1990.
- Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 1954, hg. vom Statistischen Bundesamt Wiesbaden, Stuttgart/ Köln 1954.
- Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 1958, hg. vom Statistischen Bundesamt Wiesbaden, Stuttgart/ Köln 1958.
- Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 1963, hg. vom Statistischen Bundesamt Wiesbaden, Stuttgart/ Köln 1963.
- Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 1965, Stuttgart/Mainz 1965.
- Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 1969, hg. vom Statistischen Bundesamt Wiesbaden, Stuttgart/Köln 1969.
- Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 1970, Stuttgart/Mainz 1970.
- Statistisches Bundesamt (2007a): Lange Reihen – Bildung – Studierende, <http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Statistiken/Zeitreihen/LangeReihen/Bildung/Content100/>

lrbil01a,templateId=renderPrint.psml (aktualisiert am 30. Oktober 2007).

Statistisches Bundesamt (2007b): <http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/SharedContent/Oeffentlich/AI/IC/Publikationen/Jahrbuch/Bildung,property=file.pdf> (aktualisiert am 31. August 2007).

Statistisches Bundesamt (2007c): Weitere Themen - Bildung, Forschung, Kultur – Hochschulen – Tabellen – Frauenanteile, <http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Statistiken/BildungForschungKultur/Hochschulen/Tabellen/Content50/FrauenanteileAkademischeLaufbahn,templateId=renderPrint.psml> (aktualisiert am 31. August 2007).

Statistisches Bundesamt (2007d): Lange Reihen – Bildung http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Navigation/Statistiken/Zeitreihen/LangeReihen/Bildung/Tabellenubersicht__nk.psml (aktualisiert am 30. Oktober 2007).

Literatur

Andronikow von Wrangell, Wladimir, Margarethe von Wrangell. *Das Leben einer Frau*, München 1936.

Anger, Hans, *Probleme der deutschen Universität. Bericht über eine Erhebung unter Professoren und Dozenten*, Tübingen 1960.

Bahns, Jörn (Hg.), *Zwischen Tradition und Moderne – Heidelberg in den 20er Jahren*, Heidelberg 1994.

Baus, Magdalena, *Professorinnen an deutschen Universitäten. Analyse des Berufserfolgs*, Heidelberg 1994.

Boedeker, Elisabeth/Meyer-Plath, Maria, *50 Jahre Habilitation von Frauen in Deutschland. Eine Dokumentation über den Zeitraum von 1920–1970 (Schriften des Hochschulverbandes, 27)*, Göttingen 1974.

Brentano, Margherita von, *Die Situation der Frauen und das Bild „der Frau“ an der Universität*, in: Universität

und Universalität, Berlin 1963, S. 73–93.

Conze, Werner/Kocka, Jürgen, Einleitung, in: dies. (Hg.), *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Bildungssystem und Professionalisierung im internationalen Vergleich*, Stuttgart 1985.

Conze, Werner/Kocka, Jürgen (Hg.), *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Bildungssystem und Professionalisierung im internationalen Vergleich*, Stuttgart 1985.

Costas, Ilse/Roß, Bettina, *Dokumentation des Forschungsprojekts Kontinuität und Diskontinuität in der geschlechtlichen Normierung von Studienfächern, wissenschaftlichen Arbeitsgebieten und Karrieren in den Professionen. Juni 1998–September 2001 (Internetversion Mai 2002 <http://www.data-quest.de/pionierinnen/doku/start.php3>)*.

Czech, Michaela, *Frauen und Sport im nationalsozialistischen Deutschland Eine Untersuchung zur weiblichen Sportrealität in einem patriarchalischen Herrschaftssystem*, Berlin 1994.

Diemel, Christa, *Adelige Frauen im bürgerlichen Jahrhundert. Hofdamen, Stiftsdamen, Salondamen 1800–1870*, Frankfurt/M. 1998.

Dinkel, Lothar, Hedwig Dinkel und die Frauenbildung in Württemberg, in: *Jahrbuch für Schwäbisch-Fränkische Geschichte* 32 (1992).

Fischer, Klaus H. (Hg.), *Max Weber. Wissenschaft als Beruf*, Heidelberg 1994.

Forschungsprojekt „Kontinuität und Diskontinuität in der geschlechtlichen Normierung von Studienfächern, wissenschaftlichen Arbeitsgebieten und Karrieren in den Professionen“ unter der Leitung von Ilse Costas und Bettina Roß an der Universität Göttingen Juni 1998–September 2001, <http://www.data-quest.de/pionierinnen>.

Gierlichs, Joachim, Katharina Otto-Dorn (1908–1999), in: *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft* 152 (2002), S. 4–9.

Gleichstellungsbeauftragte der Universität Heidelberg:

- <http://www.uni-heidelberg.de/organe/frb/gleichstellungsbeauftragte.html>.
- Görgen-Schmickler, Elke, Warum nicht auch Mädchen? Die Geschichte des Vereins Mädchengymnasiums zu Köln (1887–1902), Siegburg 1994 (Ortstermine. Historische Funde und Befunde aus der deutschen Provinz, 5).
- Hampe, Asta, Frauen im akademischen Lehramt, in: Zur Situation der weiblichen Hochschullehrer. Vorträge auf der Tagung des Deutschen Akademikerinnenbundes vom 7. bis 11. Oktober 1962 in Bad Godesberg, Göttingen 1963, S. 25–46.
- Hebler, Sebastian: <http://www.frauengeschichte.uni-bonn.de/ausstell/bios/frbio040.htm>.
- Huerkamp, Claudia, Bildungsbürgerinnen. Frauen im Studium und in akademischen Berufen 1900–1945. Göttingen 1996.
- Jauernig, Othmar (Hg.), Bürgerliches Gesetzbuch, 2. neu bearb. Auflage, München 1981.
- Köhler, Lotte/Saner, Hans (Hg.), Hannah Arendt und Karl Jaspers. Briefwechsel 1926–1969, München/Zürich 1985.
- Linden, Maria Gräfin von, Erlebtes und Erstrebtes eines Sonntagskindes. Die Erinnerungen der ersten Studentin in Württemberg, Tübingen 1998.
- Lorenz, Charlotte, Entwicklung und Lage der weiblichen Lehrkräfte an den wissenschaftlichen Hochschulen Deutschlands, Berlin 1953.
- Lutter, Klaus, Zur Entwicklung der Turnlehrerausbildung in Deutschland. Eine struktur-geschichtlich-sozialwissenschaftliche Untersuchung von den Anfängen bis zum 1. Weltkrieg, Fürth 1996.
- Manns, Haide, Frauen für den Nationalsozialismus. Nationalsozialistische Studentinnen und Akademikerinnen in der Weimarer Republik und im Dritten Reich, Opladen 1997.
- Mertens, Lothar/Pfister, Gertrud/Belitz-Demiriz, Hannelore, Promovierte Frauen in der DDR. Eine empirische Analyse ausgewählter Lebensabschnitte, in: Voigt, Dieter (Hg.), Qualifikationsprozesse und Arbeitssituation von Frauen in der Bundesrepublik Deutschland und in der DDR (Schriftenreihe der Gesellschaft für Deutschlandforschung, 27), Berlin 1989, S. 95–128.
- Mertens, Lothar, Vernachlässigte Töchter der Alma Mater. Ein sozialhistorischer und bildungssoziologischer Beitrag zu strukturellen Entwicklung des Frauenstudiums in Deutschland seit der Jahrhundertwende (Sozialwissenschaftliche Schriften Heft 20), Berlin 1991.
- Mohr, Wilma, Frauen in der Wissenschaft. Ein Bericht zur sozialen Lage von Studentinnen und Wissenschaftlerinnen im Hochschulbereich, Freiburg i. Br. 1987.
- Müller, Guido, Jenseits des Nationalismus? – „Europa“ als Konzept grenzübergreifender adlig-bürgerlicher Elitendiskurse zwischen den beiden Weltkriegen, in: Reif, Heinz (Hg.), Adel und Bürgertum in Deutschland. Entwicklungslinien und Wendepunkte im 20. Jahrhundert, Berlin 2001, S. 235–268.
- Petschel, Dorit (Hg.), 175 Jahre TU Dresden, Bd. 3: Die Professoren der TU Dresden 1828–2003, Köln/Weimar/Wien 2003
- Plarre, Werner, Zur Geschichte der Vererbungsforschung in Berlin, in: Schnarrenberger, Claus/Scholz, Hildemar, Geschichte der Botanik in Berlin, Berlin 1990.
- Pressemitteilung „Frauen in der Wissenschaft vermissen Stellensicherheit“ der Universität Heidelberg vom 13. Februar 2007. <http://www.uni-heidelberg.de/presse/news07/2702inte2.html>.
- Reif, Heinz, Adel im 19. Jahrhundert, München 1999.
- Reif, Heinz (Hg.), Adel und Bürgertum in Deutschland. Entwicklungslinien und Wendepunkte im 20. Jahrhundert, Berlin 2001.
- Ruperto Carola. Forschungsmagazin der Universität Heidelberg (3/07), 2007.
- Schindler, Peter, Die Stellung der Dozentin an wissenschaftlichen Hochschulen. Ergebnisse einer Umfrage, in: Die deutsche Universitätszeitung 11 (1962), S. 11–21.

- Schuchard, Margret, Frauen an der Universität. In: Bahns, Jörn (Hg.), Zwischen Tradition und Moderne – Heidelberg in den 20er Jahren, Heidelberg 1994, S. 205–213.
- Schultz, Dagmar, Das Geschlecht läuft immer mit... Die Arbeitswelt von Professorinnen und Professoren, Pfaffenweiler 1991.
- Schulz, Kristina, Der lange Atem der Provokation. Die Frauenbewegung in der Bundesrepublik und in Frankreich 1968–1976, Frankfurt/Main 2002.
- Slenczka, Ruth (Hg.), Die „Murren“ des Hans Freiherr von Campenhausen. „Erinnerungen, dicht wie Schneege-stöber“. Autobiographie, Norderstedt 2005.
- Ubisch, Leopold von, Ansprachen und Vorträge, gehalten bei der Gedächtnisfeier der Math.-Naturw. Fakultät der Universität Münster am 25. Februar 1966, in: Schriften der Gesellschaft zur Förderung der westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster 60/1966.
- Uhlmann, Angelika, Der Sport ist der praktische Arzt am Krankenlager des deutschen Volkes. Wolfgang Kohl-rausch (1888–1980) und die Geschichte der deutschen Sportmedizin, (Diss.) Freiburg 2004.
- Tätigkeitsbericht der Frauenbeauftragten der Universität Heidelberg, 1996–2006.
- Vogt, Anette, Die Fräulein Doktor werden immer mehr. Promotionen, Naturwissenschaft und Mathematik, Berlin 1898–1945, Berlin 1996.
- Voigt, Dieter (Hg.), Qualifikationsprozesse und Arbeits-situation von Frauen in der Bundesrepublik Deutsch-land und in der DDR (Schriftenreihe der Gesellschaft für Deutschlandforschung, 27), Berlin 1989.
- Wolgast, Eike, Die Universität Heidelberg 1386–1986, Ber-lin 1986.
- Zimmer, Annette/Krimmer, Holger/Stallmann, Freia, Frau-en an Hochschulen: Winners among Losers. Zur Femini-sierung der deutschen Universität, Opladen/Farming-ton Hills 2007.

Abkürzungsverzeichnis

GLA	Generallandesarchiv Karlsruhe
PA	Personalakte
UA Halle	Universitätsarchiv Halle
UA Heidelberg	Universitätsarchiv Heidelberg
UB Heidelberg	Universitätsbibliothek Heidelberg

Abbildungsnachweis

UA Heidelberg: 1–3

Privatbesitz: 4–7

Wir danken für die Publikations-
erlaubnis

